MASTER
NEGATIVE
NO. 92-80671-2

MICROFILMED 1992

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States -- Title 17, United States Code -- concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material...

Columbia University Library reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

MULLER, LUCIAN

TITLE:

FRIEDRICH RITSCHL, EINE ...

PLACE:

BERLIN

DATE:

1878

Master Negative #

92-80671-2

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

887
M914

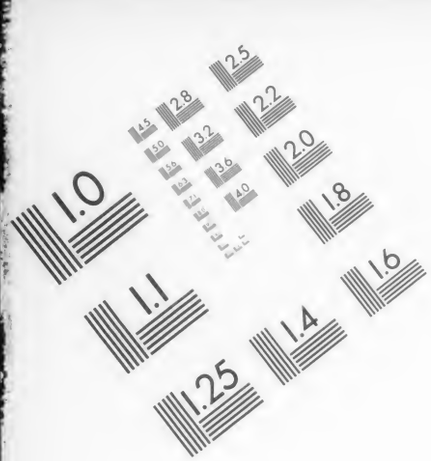
Müller, Lucian, 1836-1898.
Friedrich Ritschl, eine wissenschaftliche biographie. Zweite ausgabe, mit dem supplement: Gedanken über das studium der classischen philologie, von Lucian Müller. Berlin, S. Calvary & co., 1878.
xviii, 165, [1] p. 19 cm.

284558

Restrictions on Use:

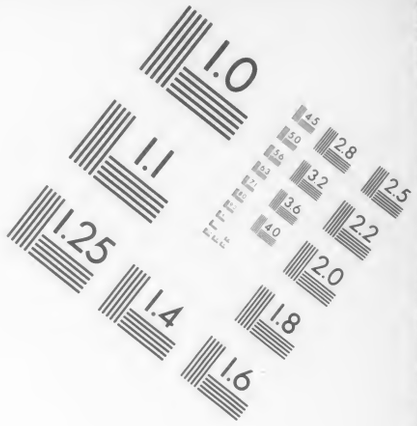
TECHNICAL MICROFORM DATA

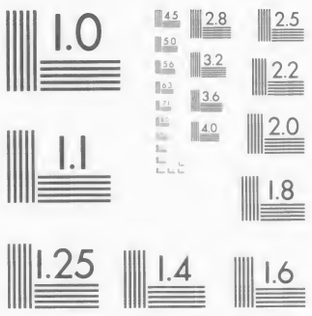
FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11X
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 8-11-92 INITIALS SA
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

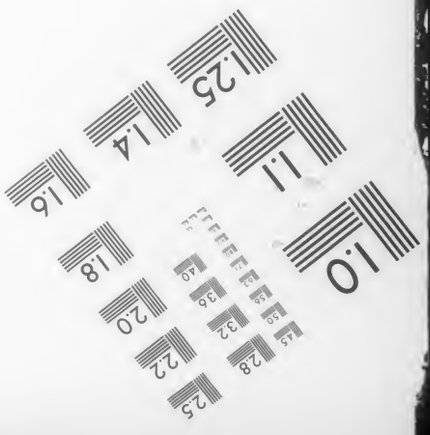


AIIM

Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202







MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

Columbia University
in the City of New York

LIBRARY

CHS

FRIEDRICH RITSCHL.

EINE

WISSENSCHAFTLICHE BIOGRAPHIE.

ZWEITE AUSGABE.

MIT DEM SUPPLEMENT:

GEDANKEN ÜBER DAS STUDIUM DER CLASSISCHEN PHILOLOGIE.

VON

LUCIAN MÜLLER.

BERLIN

VERLAG VON S. CALVARY & CO.

MDCCCLXXVIII.

887
M914

Vorwort

zur ersten Ausgabe.

Die vorliegende Schrift ist das Werk weniger Tage. Doch wird man leicht erkennen, dass sie nichts gemein hat mit den Nekrologen, welche, einem alten, lobenswerthen Gebrauch gemäss, nach dem Ableben berühmter Gelehrten in der Tagespresse oder in fachwissenschaftlichen Zeitschriften zu erscheinen pflegen. Vielmehr ist sie das Werk langjährigen Nachdenkens und ziemlich reicher Erfahrung im Gebiete der klassischen Philologie, sowohl was den wissenschaftlichen Ausbau dieser Disciplin betrifft, als hinsichtlich ihrer Fortpflanzung durch mündlichen Vortrag. Der Tod Ritschl's bot lediglich den äusseren Anlass zur Publication meiner Arbeit; übrigens hätte dieselbe beinah ohne Veränderung auch bei seinen Lebzeiten erscheinen können.

Bei der Abfassung waren für mich massgebend die

Grundsätze, die ich in der »Geschichte der klassischen Philologie in den Niederlanden« entwickelt und praktisch bethätigt habe. Denn ich bin überzeugt, dass nur auf solchem Wege die philologische Biographie auf eine für die Wissenschaft erspriessliche Weise cultivirt werden kann, während sie sonst stets der Gefahr ausgesetzt ist, entweder ein Conglomerat panegyrischer Phrasen zu werden, oder aufzugehen in einem kleinlichen, ja mesquinen Zusammenstoppeln mehr oder weniger pikanter oder langweiliger Geschichtchen, in beiden Fällen arm an wissenschaftlichem Werth, noch ärmer an selbständigen Gedanken, und am ärmsten an neuen Gesichtspunkten.

Der Schwierigkeiten aber, die Leistungen eines hervorragenden Gelehrten in preiswürdiger Weise zu beschreiben, sind so viele, dass jeder sich zehnmal bedenken sollte, ehe er ein solches Unternehmen wagt, und auch wer sich das Beste zutraut allen Grund hat, die Nachsicht des Publikums zu erbitten.

Die unerlässlichen Bedingungen zu einer wissenschaftlichen Biographie sind nämlich folgende:

Zuerst unbedingte Wahrheitsliebe, die weder der Zuneigung noch der Abneigung zugänglich ist, und ihr nothwendiges Supplement, vollständige Freiheit das Wahre zu sagen, ohne dass Furcht oder Hoffnung influiren.

Zweitens gründliches Studium und genaue Sachkenntniss.

Drittens ist erforderlich durchdringender Scharfsinn, der das Wesentliche vom Unbedeutenden, das Nothwendige vom Zufälligen zu scheiden weiss, der es versteht, die Leistungen eines Gelehrten zu würdigen sowohl in ihrem absoluten Werthe, als in ihrem relativen, d. h. in ihrem Verhältniss zu Vorgängern und Nachfolgern auf demselben Gebiete der Wissenschaft. Ein solcher Scharfsinn ist, wie sich von selbst ergibt, ein abgesagter Feind der Phrase, die stets zuerst die Folge, bald auch die Ursache unklaren Denkens zu sein pflegt.

Allein dies Alles genügt noch nicht. Als viertes, nicht minder wichtiges Requisit tritt hinzu, dass man selbständig und erfolgreich gearbeitet habe in dem Gebiete, auf welchem sich der Mann, dessen Leben man beschreiben will, ganz oder doch hauptsächlich bewegt hat. Denn sowie das Auge nach den Worten des Dichters die Sonne nur deshalb zu erkennen vermag, weil es selbst sonnenhaft ist, so kann auch nur der einem berühmten Gelehrten gerecht werden, der einen Funken wenigstens von jenes Geist hat. Andernfalls wird stets die Biographie der Gefahr unterliegen statt gemessener Kritik ein Product gedankenloser Bewunderung oder hämischen Neides dem Publikum zu bieten. Um die Sache an ein paar concreten Beispielen zu erläutern: man darf nicht über Bentley's kritische Arbeiten sprechen, wenn man selbst zeit seines Lebens ein Duodezkritiker gewesen ist; es hat kein Recht über Ritschl's me-

trische Leistungen zu urtheilen, wem die Gesetze der geläufigsten Metra des Alterthums stets ein Buch mit sieben Siegeln geblieben sind.

Wieweit nun dem Verfasser dieser Schrift die übrigen Qualitäten inne wohnen, die zu einer wissenschaftlichen Biographie gehören, möge der verehrliche Leser selbst untersuchen. Was aber die Wahrheitsliebe und die Freiheit das Wahre zu sagen anlangt, so darf ich meine Arbeit getrost als Muster ihrer Gattung bezeichnen. Für jene bürgen meine früheren Werke, für diese meine Stellung, die es mir möglich macht, mit Lucilius zu sagen: Quid refert, dictis ignoscat Mucius an non, für beides mein Verhältniss zu Ritschl.

Ich stand lange Zeit mit Ritschl in freundschaftlichen Beziehungen und ziemlich lebhafter Correspondenz, und was wichtiger ist, ich war in vielen Punkten einverstanden mit ihm über die Principien und Grundlagen der gelehrten wie der pädagogischen Thätigkeit eines Professors der klassischen Philologie. Hingegen bin ich kein Schüler Ritschl's; ich verdanke ihm persönlich nichts, wissenschaftlich wenigstens nicht mehr als jeder Philologe ausserhalb seiner Schule; meine Entwicklung ging von ganz anderen Principien aus als die seiner Schule, meine Methode differirt von der seinen mehrfach erheblich. Auch habe ich oft genug mit seinen Anhängern Streitigkeiten gehabt, und ihm selbst gegenüber, unbeschadet aller Hochachtung für seine Leistungen, mir stets die Freiheit des Urtheils gewahrt, ohne welche die wissenschaftliche Forschung keinen Werth hat.

So ist die vorliegende Biographie verfasst mit der Wärme, die grade diesem Felde historischer Thätigkeit besonders nothwendig, und doch mit jener Unabhängigkeit der Kritik, welche nie der Person die Sache opfert. Danach darf ich hoffen, dass sie ebenso von den Freunden Ritschl's als von den Gegnern mit Vergnügen und Theilnahme gelesen werden dürfte, abgesehen natürlich von einigen Ultras, mit denen wissenschaftlich zu debattiren überhaupt nicht der Mühe lohnt.

Zur Publikation dieser Schrift veranlasste mich zunächst der Wunsch, über gewisse Principien der Philologie und Pädagogik mich öffentlich auszusprechen, da es mir schien, als ob auf diesen Gebieten mehrfach falsche oder doch unklare Anschauungen obwalteten; ferner das Interesse für Ritschl.

Ritschl hatte viele Freunde und Bewunderer, aber auch viele Feinde und Neider: wie leicht kann seine Biographie in die Hände eines Extremen der einen oder der andern Partei gerathen, und so mit allen Fehlern ausgestattet werden, die, wie ich oben dargelegt habe, diesem Zweige der Historiographie ohne methodische Kritik anhaften. Zumal der übermässige Eifer von Freunden hat, wie bekannt, schon bei Lebzeiten Ritschl zuweilen mehr geschadet als alle Feinde. Wohin dergleichen Extravaganzen führen,

zeigt grade jetzt wieder an einem deutlichen Beispiel ein Buch, welches unter dem eines Cicero würdigen Titel: »C. Lucilii saturarum. Carolus Lachmannus emendavit« vor kurzem erschienen ist. Jeder, der Pietät für Lachmann's Andenken hat, wird diese Publication aufrichtig bedauern, da sie lediglich bestätigt, wie richtig der verstorbene M. Haupt geurtheilt, der zu dem Verfasser dieser Schrift einmal sagte (übrigens Andern Aehnliches, und keineswegs blos privatim), er gebe nur deshalb Lachmann's Nachlass zu Lucilius nicht heraus, weil er (ich gebrauche M. Haupt's eigene Worte) des grossen Todten nicht würdig sei. Ich schliesse mich diesem Bedauern vollständig an, so sehr ich im Interesse meiner Ausgabe, die jetzt ein ebenso unerhofftes als erwünschtes Relief erhalten hat, alle Ursachen habe mit dem Missgriff der Herren Mommsen und Vahlen zufrieden zu sein.

So übergebe ich denn meine Arbeit vertrauensvoll dem lector eruditus et benevolus, wie es zu Anfang der Folianten niederländischer Philologen aus der Schule Burmann's zu heissen pflegt. Ist diese Biographie vielleicht Ritschl's nicht ganz würdig (wer aber könnte einem solchen Manne vollkommen gerecht werden so kurz nach seinem Tode und auf so wenigen Blättern?) so wird sie wenigstens, ich hoffe dies zuversichtlich, Ritschl's nicht ganz unwürdig sein; und damit ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen schon viel gewonnen.

Die Schrift ist bereits in russischer Sprache erschienen in dem Journal des hiesigen Ministerium der Volksaufklärung. Abgesehen von dem Vorworte, das neu hinzugekommen, und einzelnen Einschaltungen unterscheidet sich die deutsche Bearbeitung nicht wesentlich von der russischen.

St. Petersburg, 1. März 1877. L. M.

Vorwort

zur zweiten Ausgabe.

Da die geschätzte Verlagshandlung eine zweite Ausgabe der wissenschaftlichen Biographie Ritschl's zu veranstalten wünschte, so schien es mir am besten, diese ohne jede Veränderung zu lassen, insofern ich an ihr nichts umzuarbeiten oder wegzuschneiden fand, die zahlreichen Zusätze aber, die ich theils aus eigenem Antrieb, theils auf den Rath von Freunden beizufügen mich entschloss, sämmtlich in das Supplement »Gedanken über das Studium der klassischen Philologie« zu verweisen, das zudem sein eigenes Vorwort erhalten hat.

Recensionen meiner Schrift sind mir bis jetzt, mit Ausnahme einer, in dem Supplement ausführlich besprochenen, nicht bekannt geworden.[1]) Desto mehr freut es mich aus verschiedenen Indicien zu ersehen, dass sie bereits ihren Weg in's Publicum gefunden, mag sie dies nun, wie mir Freunde versichern, ihren Vorzügen verdanken, oder vielmehr der Nachsicht der Lesewelt, sowie dem Interesse, das die von mir berührten Fragen und Probleme der klassischen Philologie einflössen.

Wie immer, wird mir auch für die vorliegenden Schriften die strengste Kritik die liebste sein. Da ich selbst hohe Forderungen an die Arbeiten meiner Fachgenossen stelle, so ist es nicht mehr als billig, dass meine Werke nach dem gleichen Mass gemessen werden. Nur verlange ich, was jeder Gelehrte das Recht hat zu verlangen, von einem Recensenten drei Eigenschaften: Unparteilichkeit, Sachkenntniss und Methode. Wer einer von diesen ermangelt, existirt für mich nicht.

Ferner muss ich ablehnen eine ausschliesslich oder doch vorwiegend negative Kritik. Kein billiger Richter kann bestreiten, dass in der wissenschaftlichen Biographie Ritschl's und den »Gedanken über das Studium der klassischen Philologie« soviel des Nachdenkens der Philologen

[1]) Erst nachträglich erfuhr ich von einer kurzen Anzeige in der »Revue de Philologie,« vom Januar dieses Jahres, deren Chiffren auf den Namen eines berühmten französischen Latinisten hinweisen.

würdiger Stoff behandelt ist, als man bei dem geringen Umfang beider Schriften irgend verlangen kann. Möge man also Lob und Tadel oder, noch besser, weitere Begründung und rationelle Wiederlegung ganz auf das richten, was ich sage, und was ich verschweige ganz aus dem Spiel lassen. Eine blos negative Kritik zeugt immer von geistiger Armuth, wo nicht von Schlimmerem. Ueberdies hat Niemand das Recht einem Autor vorzuschreiben, ob er ein langes oder ein kurzes Buch publiciren soll.

Am liebsten wäre es mir, zumal soweit die folgenden Schriften Ritschl angehen, wenn unter den Schülern Ritschl's, die ja diesem meist im Leben und sämmtlich in der Wissenschaft viel näher standen als ich, unbefangene und namhafte Gelehrte sich zur Recension der wissenschaftlichen Biographie und ihres Supplements entschlössen, da solche natürlich am leichtesten irrige Auffassungen oder störende Lücken in der Darstellung von Ritschl's gelehrter Thätigkeit aufzudecken im Stande sind. Dass übrigens diese Schriften keineswegs von einer Ritschl feindlichen Gesinnung inspirirt sind, dass ich vielmehr nur versucht habe, sein geistiges Bild gegenüber den Verzerrungen der Ultras genau zu fixiren, sowie aus den Tugenden und Fehlern eines solchen Gelehrten Belehrung für mich und Andere zu schöpfen — wird selbst der eifrigste Anhänger Ritschl's nicht wohl bestreiten. Dagegen verschone man mich mit gedankenlosen Panegyriken und einseitigen Apologieen. Wer in Ritschl's

und seiner Schule Bestrebungen nur Licht, keinen Schatten sieht, zeigt nur, dass er von Ritschl geblendet ist, aber nicht erleuchtet, und er schadet der klassischen Philologie, noch mehr aber denen, welchen er nützen möchte.

In der wissenschaftlichen Biographie und zumal in ihrem Supplemente komme ich öfters auf die deutschen Universitäten zu sprechen, besonders natürlich mit Bezug auf die klassische Philologie. Getreu meiner Gewohnheit, habe ich mich nie mit einer blos negativen Kritik begnügt, sondern wo immer ich vermeintliche Uebelstände zu rügen fand, zugleich die Mittel angegeben, durch welche, nach meiner Ansicht, das Bestehende verbessert werden könnte.

Es bleibt mir nur übrig zu wünschen, dass die Männer, welche durch Stellung und Intelligenz berufen sind in den verschiedenen Staaten Deutschlands die dringlich gewordene Reformation des höheren Schulwesens vorzunehmen, diese Expositionen, welche von eben so unbetheiligter als unabhängiger Seite kommen, einiger Beachtung werth halten mögen. Bekanntlich sind in jüngster Zeit die deutschen Universitäten zum Gegenstande heftiger Angriffe von gelehrter wie ungelehrter Seite geworden. Allein obwohl ich persönlich bei meiner Thätigkeit an einer der Universitäten Deutschlands vielmehr die Schattenseiten als die Lichtseiten dieser Institute kennen gelernt habe, so sehr ich ferner das Unwesen der Cliquen und Coterieen bedauere, deren Treiben der Achtung vor der deutschen Wissenschaft grade

im Ausland unglaublichen Schaden zufügt, so wenig ich endlich die Menge und Grösse der vorhandenen sonstigen Missstände verkenne, vermag ich doch durchaus nicht der Ansicht Jener beizutreten, die in dem gänzlichen Umsturz der Universitäten, besonders aber in ihrer völligen Lostrennung vom Staate und freister Concurrenz für dergleichen Anstalten die Panacee der Uebel gewärtigen, an denen sie zur Stunde kranken. Vielmehr bin ich der Ansicht, dass durch diese Massregeln die bestehenden Schäden nur ärger werden dürften, dass namentlich sie zuletzt im Stande wären, dem Unwesen der Cliquen und Coterien, wie es, hauptsächlich protegirt von einigen grösseren Universitäten, unter manchen Gelehrten Deutschlands unleugbar florirt, ein Ende zu bereiten.

Vielleicht spreche ich mich über dieses Thema an einer andern Stelle ausführlicher aus. Einstweilen gebe ich als Quintessenz meines Nachdenkens über die deutschen Universitäten den Staatsmännern, welchen der wichtigste Theil des gesellschaftlichen Organismus, die Sorge für die Erziehung der Jugend, anvertraut ist, den Rath (man möge einem Philologen verzeihen, wenn er ihn in Citate kleidet), sich bei den bezüglichen Reformen ja nicht zum Massstab zu nehmen des alten Cato »ceterum censeo Carthaginem esse delendam«, sondern vielmehr, was ein anderer Römer seiner gleichfalls der Verjüngung bedürftigen Heimath zurief:

erige crinales laurus, seniumque sacrati
verticis in virides, Roma, refinge comas!

Wer eine neue Aera der Bildung und Gesittung des Deutschen Volkes von dem Umsturz, nicht von der Neugestaltung, der Deutschen Universitäten erwartet, möge sehen, dass es ihm nicht gehe wie den Töchtern des Pelias, als sie ihren Vater verjüngen wollten.

Zur Erleichterung des Gebrauches beider Schriften ist ihnen ein Inhaltsverzeichniss beigegeben.

St. Petersburg, 1. Januar 1878. L. M.

Inhalt

der wissenschaftlichen Biographie Ritschl's.

	Seiten
Vorwort zur ersten Ausgabe	III—IX
Vorwort zur zweiten Ausgabe	IX—XIV
Aeussere Lebensumstände und Charakter Ritschl's	1—7
Begriff und Eintheilung der klassischen Philologie	8—10
Aufgaben des Professors der klassischen Philologie	10—11
Wichtigkeit der formalen Philologie in pädagogischer Hinsicht	11—12
Ueber die zur Bildung tüchtiger Gymnasiallehrer wichtigsten Vorlesungen	12—13
Ueber die Nothwendigkeit bei Erforschung und Interpretation der Autoren von den vollendetsten Mustern der Litteratur auszugehen	13 14
Weiteres über die Interpretation der Autoren auf den Universitäten	14—15
Ueber die Uebungen philologischer Studenten	15—16
Doppelte Aufgabe des Professors der klassischen Philologie	16
Ritschl als Graecist	17
Ritschl als Latinist	17—50
Griechische und lateinische Philologie	18—20
Ueber das Studium der archaischen Latinität bis zum Ende des 18. Jahrhunderts	20—21
Bentley's Einfluss auf die deutschen Latinisten	21—22
Ueber die Plautinischen Studien von Reiz und G. Hermann	22
Ritschl's kritische Arbeiten im Plautus	22—29
Seine litterarhistorischen Abhandlungen	29—30
Seine Leistungen für altlateinische Metrik	31—38
Ueber die Gesetze der Position, der Synizesis, der Verkürzung langer Endsilben, den Hiatus, podische Eigenthümlichkeiten und Cäsuren bei Plautus	31—32

Seiten

Irrige Ansicht von Einfluss des Wortaccents oder des logischen Accents auf die Metrik der römischen Dichter . . 32—36
Gesetze der antiken Rhythmik . . . . . 36—38
Ueber den saturnischen Vers 38
Ritschl's Leistungen für altlateinische Grammatik 38–48
Ritschl als Epigraphiker . . . . . 39—40
Seine orthographischen Studien . . . . . 40—42
Lateinische Glossarien 42–43
Notae tironianae 43
Lateinische Grammatiker und Scholiasten 44
Ritschl's Arbeiten ausserhalb des archaischen Lateins . . 48—49
Seine Thätigkeit in der realen Philologie und Archäologie 50
Ritschl als Stilist 50
Verfall der Kunst des Lateinschreibens in Deutschland . . 51
Ritschl's Thätigkeit als Herausgeber des Rhein. Mus. . . 51—52
Ritschl's paedagogische Thätigkeit 52–69
Seine Vorlesungen . . . . . 52—53
Uebungen in seinem Seminar u. s. w. 53–57
Weiteres über Ritschl's Schule . . . . . 57—61
Ueber die »acta societatis philologae Lipsiensis« und ähnliche Sammelwerke 58–60
Ueber die Behandlung von Fragmenten 60–61
Ueber den Unterschied zwischen Conjectator und Kritiker . 61—65
Weiteres über Ritschl's paedagogische Thätigkeit . . . 65—67
Seine Verdienste um die Ausbildung von Bibliothekaren . 67
Seine Beziehungen zu Russland . . . . . 67—69
Schluss . . . . . 69—70

Inhalt des Supplements.

An den Leser . . . . . 73—74

I.

Einleitung 75–82
Wesen und Begriff einer wissenschaftlichen Biographie. Fehlerhafte Anlage der meisten philologischen Biographieen 82—85
Wissenschaft und Moral 85

Seiten

Ueber die Wahrheitsliebe und die Entstellung der Wahrheit in der klassischen Philologie . . . . . 85—88
Gründe, weshalb die Wissenschaft der klassischen Philologie noch so weit zurückgeblieben . . . . . 89—90
Ruhnken's »elogium Hemsterhusii« das Muster einer wissenschaftlichen Biographie . . . . . 90—91
Weiteres über Ritschl's Leben und Persönlichkeit . . . 91–94
Fernere Bemerkungen über Ruhnken's »elogium Hemsterhusii« 94
Ueber Ursprung und Entstehung der wissenschaftlichen Biographie Ritschl's 95–98
Die exacten Wissenschaften als Mittel der Jugendbildung 96
Aufgabe der Gymnasien und Universitäten . . . . . 96—97
Ritschl und G. Curtius . . . . . 99—100
Musik und Metrik . . . . . 100—102
Philologie und Philosophie 102
Weiteres über Ritschl's gelehrte Persönlichkeit 102–116
Ueber Ritschl als Graecist . . . . . 105—106
M. Haupt als Gelehrter 109
Weiteres über den Unterschied zwischen Conjectator und Kritiker . . . . . 112—115
Ueber Madwig's »Adversaria Critica« 115–116
Eigenthümlichkeit von Madwig's Ingenium 116
Weiteres über Ritschl's paedagogische Thätigkeit . . . 116—131
Ueber die Bildung tüchtiger Gymnasiallehrer durch den Professor der klassischen Philologie . . . . . 117—127
Ueber die für eine Universität nothwendigen philologischen Lehrkräfte 120 121
Kleine und grosse Universitäten mit Rücksicht auf die klassische Philologie . . . . . 121—123
Dauer des akademischen Studiums der Philologen . . . 123
Einweihung in die Methode die wichtigste Aufgabe des akademischen Unterrichts 124
Ansichten früherer Philologen über die vornehmlichste Pflicht des Professors der klassischen Philologie . . 124—127
Ueber die Bildung philologischer Universitätsdocenten . 127—131
Nothwendigkeit, die Habilitation der philologischen Pri-

Seiten

vatdocenten frühestens drei Jahre nach der Doctorpromotion zu gestatten . . . . . 129—131
Ueber Cobet und verschiedene deutsche Graecisten . . 131 133
Schluss . . . . . 133—138
Einiges über kritische Zeitschriften . . . . . 134—138

II.

Einleitung . . . . . 139—140
Ueber die in zweiter Linie für die philologische Interpretation auf Universitäten wichtigsten Autoren . . . . 140—142
Aufgabe der Interpretation in Seminarien . . . . . 141—142
Nothwendigkeit, bei Erklärung von Autoren im Seminar auch eine Uebersetzung zu fordern 142
Stilistische Uebungen der Studenten im Lateinischen und Griechischen . . . . . 142—144
Philologie und Sprachvergleichung . . . . . 144—153
Ueber das Zusammenarbeiten von Philologen 153 155
Zusatz zu S. 11 Z. 3 der wissenschaftlichen Biographie . 155—156
Ruhnken's Ansicht über die Reihenfolge im philologischen Studium der Autoren . . . . . 156—158
Ueber des Horaz Urtheil »Graiorum sunt antiquissima quaeque scripta vel optima« . . . . . 156—157
Weiteres über die Handschriften des Plautus . . . . 158—159
Weiteres über die Plautinische Kritik . . . . . 159—160
Zur Geschichte des Hiatus im Lateinischen und Griechischen . . . . . 160—161
Metrisches zu Plautus 161
Ueber Cato's »carmen de moribus« . . . . . 161—162
Zusatz zu S. 46 Z. 3 v. u. 162
Ueber philologische Schriftstellerei in Zeitschriften und Programmen . . . . . 162—163
Weiteres über die Behandlung von Fragmenten . . . 163—164
Ueber den Geschmack des Kritikers 164
Zusatz zu S. 65 Z. 3 . . . . . 164—165
Schluss 165

Friedrich Ritschl*) (oder wie er sich in früheren Jahren bisweilen schrieb „Ritschel", lateinisch immer „Ritschelius") wurde geboren am 6. April des Jahres 1806 in einem Oertchen Thüringens, wo sein Vater damals Prediger war. Es ist oft, u. a. von Herrn Freytag in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit darauf hingewiesen worden, dass gerade aus den ländlichen Pfarrhäusern des protestantischen Deutschlands eine Menge der bedeutendsten Intelligenzen hervorgegangen. — Auch verdient Erwähnung, dass aus Thüringen und Sachsen, besonders seit dem Aufschwung der Philologie in Deutschland durch Friedrich August Wolf, eine namhafte Zahl ausgezeichneter Philologen gekommen ist, und zwar vornehmlich solche, die sich wie Ritschl der formalen Seite der Philologie, hauptsächlich der Exegese, Grammatik und Metrik gewidmet haben. Es genügt an diesem Orte die Namen Gottfried Hermann's und Karl Reisig's zu nennen.

Ritschl empfing seine Vorbildung auf dem Gymnasium zu Erfurt. Dort entfaltete damals eine höchst erspriessliche Thätigkeit der bekannte Philologe Franz Spitzner, ein Zögling der berühmten Anstalt Schulpforta, ein Mann,

*) Die zuverlässigsten, von ihm selbst controlirten Angaben über Ritschl's äusseres Leben finden sich in dem Werk „Männer der Zeit" (Leipzig 1862) II, 340 und in der Leipziger Illustrirten Zeitung vom 21. Oktober 1865 (Nr. 1164).

der sich auch durch gelehrte Schriften einen Namen gemacht hat, besonders aber als Lehrer, wie ich von manchem seiner Schüler, z. B. dem bekannten Ciceronianer Moritz Seyffert, gehört habe, äusserst anregend wirkte. Es ist nicht zu bezweifeln, dass grade Spitzner in Ritschl, der ihm im Jahre 1824 nach Wittenberg auf das Gymnasium folgte, jenes Interesse für die classischen Autoren erweckte, welches diesen zeitlebens beseelte. Als Beweis, wie früh der Geschmack für lateinische Poesie in Ritschl erwacht ist, kann dienen ein lateinisches Gedicht meiner Bibliothek, in guten Distichen, das im Auftrage seiner Mitschüler Ritschl zur Begrüssung des neuen Subconrektors des Wittenberger Gymnasiums zu Anfang des Jahres 1825 verfasst hat.

In demselben Jahre bezog Ritschl die Universität Leipzig, wo damals Gottfried Hermann auf dem Höhepunkt seiner Wirksamkeit stand. Doch blieb Ritschl nur ein Jahr in Leipzig, und es ist guter Grund zu vermuthen, dass Hermann's Einfluss während dieser Zeit nicht besonders stark auf ihn gewirkt hat. Um so bedeutender war die Einwirkung Reisig's auf der Universität Halle, auf die Ritschl im Jahre 1826 übersiedelte. Reisig, der zu früh, im Alter von 36 Jahren, verstorben ist, eine ganz originelle Natur, muss es in hervorragender Weise verstanden haben, junge Männer an sich heranzuziehen, mit Begeisterung für ihr Studium zu erfüllen, und sie mit den Grundlagen methodischer Kritik bekannt zu machen. Obwohl es ihm nur vergönnt war, wenige Jahre in Halle zu wirken, nennen doch eine Menge tüchtiger Philologen seinen Namen, als den ihres Lehrers, mit grosser Achtung, darunter Männer wie Moritz Seyffert, Friedrich Haase und

Friedrich Ritschl. Dieser vor Allen hat Reisig stets das liebevollste Gedächtniss bewahrt.

Im Jahre 1829, in welchem Reisig starb, wurde Ritschl Privatdocent in Halle, und fand schon in dieser bescheidenen Stellung Beifall bei der studirenden Jugend. Im Jahre 1832 wurde er Professor Extraordinarius in Halle, 1833 ward er mit gleichem Range nach Breslau berufen und im folgenden Jahre dort zum Ordinarius gemacht.

Beinahe wäre Ritschl einige Zeit vorher unser Landsmann geworden. Wenigstens erinnere ich mich von ihm gehört zu haben, dass er als Privatdocent in Halle eine Berufung nach Wilna erhielt; doch entsinne ich mich nicht deutlich, aus welchen Gründen er sie ablehnte.

Ritschl's Thätigkeit in Breslau ward während der Jahre 1836, 37 durch einen Aufenthalt in Italien unterbrochen, hauptsächlich im Interesse seiner schon damals begonnenen Plautinischen Studien. Im Jahre 1839 ward er an die Universität Bonn berufen, die kurz vorher Näke und Heinrich verloren hatte, und dieser hat er mehr als ein Vierteljahrhundert angehört.

Wenn Ritschl schon in Breslau eine verdienstliche pädagogische Thätigkeit entwickelt hatte, so war diese doch durch die Lage der Universität und andere Umstände gehemmt. Zu voller Blüthe entfaltete sie sich erst in Bonn, welcher im Jahre 1818 gegründeten Universität damals die preussische Regierung ihre besondere Sorgfalt zuwendete.

Im Jahre 1854 wurde Ritschl Chef der Universitätsbibliothek, die er reorganisirte. Auch ward er Direktor der beiden Museen, welches Amt er später mit O. Jahn

theilte, der 1855 zur Ergänzung des schon alten Welckers nach Bonn berufen wurde. Ferner machte ihn der „Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande“ 1863 zu seinem Präsidenten. Endlich war er auch Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungscommission, welche nach dem in Preussen üblichen Modus die Candidaten des höheren Schulamts zu examiniren hat.

Als berühmter Gelehrter und anerkanntes Haupt einer zahlreichen, sich fortwährend mehrenden Schule, in einer eben so angenehmen als ehrenvollen Stellung, konnte Ritschl, der mehrfach an ihn ergangene Berufungen an andere Universitäten ablehnte, sich selbst und Andern beneidenswerth erscheinen. Doch bewährte sich auch an ihm das alte Sprichwort, dass man Niemand vor dem Tode glücklich preisen solle. Denn im Jahre 1865 nahm ebenderselbe in Folge langwieriger, ärgerlicher Differenzen mit seinem Collegen Jahn seine Entlassung aus dem preussischen Staatsdienste, und folgte einer Berufung an die Universität Leipzig, für die er schon bei Gottfried Hermann's Tod in Aussicht genommen war. Die Vorgänge bei jenen Differenzen zweier so namhafter Gelehrter sind damals viel besprochen worden, zumal da sie nicht blos unter den Bonner Professoren, sondern sogar unter der studirenden Jugend heftige Zerwürfnisse zur Folge hatten. Mir scheint es, dass keiner der beiden Männer ganz von Schuld frei zu sprechen ist; doch lässt sich nicht ohne Grund vermuthen, dass, wie es zuweilen in ähnlichem Falle geschieht, Freunde und Anhänger Ritschl's und Jahn's die hauptsächlichste Ursache waren, dass jener Streit einen so fatalen, von Jahn selbst vielleicht kaum gewünschten Ausgang nahm. Für Jahn war die Sache noch in soweit

besonders gehässig, als sich Ritschl für seine Berufung nach Bonn sehr lebhaft interessirt hatte. Sicher steht, wie auch die Feinde Ritschl's anerkannt haben, dass sein Weggang ein unersetzlicher Verlust für die Universität Bonn war, und dass das Studium der klassischen Philologie daselbst einen Schlag erhielt, von dem es sich nie wieder erholt hat, um so weniger, als Jahn seit 1865 zu kränkeln anfing und einige Jahre später starb.

Ritschl's Thätigkeit war während seines Aufenthalts in Bonn längere Zeit durch eine schwere Krankheit ernstlich bedroht gewesen; allein seine Gesundheit stärkte sich wieder und zumal in Leipzig war sie bis zum Jahre 1875 im Ganzen recht günstig, so dass er an dem letzten Ort seiner Wirksamkeit mit staunenswerther Frische fortarbeitete. Nur ein eigenthümliches Fussleiden, welches selbst Gegenstand ärztlicher Dissertationen gewesen ist, verhinderte ihn während der letzten Jahre an der freien Bewegung ausserhalb des Zimmers und machte ihm auch sonst zu schaffen. Die Elasticität seines Geistes behielt er fast bis zur letzten Stunde. Zeugniss dafür die nach seinem Tode im Rh. M. publicirten „philologischen Unverständlichkeiten“. Er starb am 9. November des Jahres 1876.

Ritschl war von grosser Gestalt und angenehmem Aeussern. Sein Gesicht verrieth den Denker und Gelehrten.

Seine Manieren waren elegant, und wenn er wollte, war es ihm leicht Herzen zu gewinnen. Ohne dass man ihn einen Epikureer hätte nennen können, war er ein Freund heitern Lebensgenusses und angenehmer Geselligkeit, zumal in jüngeren Jahren. In religiösen Angelegenheiten stand er auf der linken Seite, seine politischen Ansichten waren sehr gemässigt, vielleicht eher conservativ

als liberal zu nennen. Er hatte nicht das Steife, Einseitige, welches man so oft bei deutschen Gelehrten findet, verfolgte vielmehr die verschiedenen Bestrebungen unserer vielbewegten Zeit in Staat, Religion und Gesellschaft mit Interesse. Was seine nicht philologische Lectüre betrifft, so zeigte er eine besondere Vorliebe für die französische Literatur, deren Werke er oft in die Hand nahm, um sich von den Mühen wissenschaftlicher Arbeiten zu erholen.

Unter den Tugenden seines Charakters verdient besonders Anerkennung seine materielle Uneigennützigkeit sowie die treue, aufopfernde Zuneigung, die er seinen Schülern stets bezeigte, obwohl ihm manche bittere Erfahrung menschlichen Undanks nicht erspart blieb. Auch verdankten viele derselben ihm nicht bloss ihre wissenschaftliche Schulung, sondern ebenso ihre, zuweilen auffallend rasche, Carrière. Möglich, sogar wahrscheinlich, dass Ritschl, wie ihm die Gegner öfter vorwarfen, gelegentlich die Leistungen der Seinigen überschätzte; doch ist nicht nöthig, solchen Irrungen egoistische, unedle Motive zu supponiren. Vielmehr lässt es sich aus der menschlichen Natur leicht erklären, dass zuweilen persönliche Anhänglichkeit und strenge Loyalität eines Schülers den wechselvollen Geschicken des Lehrers gegenüber bei diesem unbewusst auf die Beurtheilung der wissenschaftlichen Capacität des Betreffenden influirt hat. — Aber auch für andere Gelehrte, die nicht in den Kreis seiner Schule gehörten, zeigte er Interesse, und war gern bereit, sie zu fördern, wenn sie sich nur nicht gerade in die Reihe seiner erklärten und unversöhnlicheu Widersacher stellten. So unterhielt er auch mit den meisten bedeutenden Philologen dieser Zeit, bis Krankheit ihn

hinderte, eine häufig sehr anregende, für die Wissenschaft erspriessliche Correspondenz.

Dass Ritschl ein hohes Gefühl seines Werthes hatte, wird nach dem, was von seinen Leistungen zu sagen ist, leicht begreiflich erscheinen. Wenn er zuweilen dasselbe mehr zur Schau trug als ihm dienlich und seinen Collegen angenehm war, so möge man zur Entschuldigung an die Worte des Tacitus denken, dass selbst bei Weisen die Begierde nach Ruhm und Anerkennung am spätesten überwunden wird. Dass sich ferner im Alter ein gewisses Misstrauen gegen Menschen bei ihm einstellte, wird man sich leicht aus manchen Erfahrungen seines wechselreichen Lebens erklären können.

Hiermit schliesse ich die Darstellung von Ritschl's Leben nnd Charakter. Wem sie zu kurz erscheint, der möge bedenken, dass gerade bei den Erforschern des klassischen Alterthums wegen ihrer mit den praktischen Interessen der Gegenwart wenig gemein habenden Aufgabe — welcher Nachtheil übrigens den grossen Vortheil mit sich bringt, ihnen überall und unter allen Verhältnissen die vollste Freiheit der Bewegung zu sichern — die Persönlichkeit des einzelnen Gelehrten weit minder in Betracht kommt als bei den Vertretern mancher anderer Wissenschaften, z. B. der Philosophie und Theologie.

Ich gehe jetzt zu dem zweiten, ungleich wichtigeren Theile meiner Aufgabe über, zur Schilderung von Ritschl's wissenschaftlicher und pädagogischer Wirksamkeit. Allein bevor ich dies Thema behandle, ist es nöthig, einige allgemeine Erläuterungen voranzuschicken, die bestimmt sind, als Grundlage dessen zu dienen, was ich über Ritschl zu sagen gedenke.

Philologie in der weitesten Bedeutung des Wortes ist, nach Böckh, Wiederaufbau des geistigen Lebens eines Volkes. Danach zerfällt die klassische Philologie, wie jede andere, in zwei Abtheilungen, die formale und die reale. Zur formalen gehören Grammatik, Metrik, Syntaxis, Rhetorik und Geschichte der Literatur, zur realen Alterthümer, sowohl öffentlicher als privater, weltlicher als religiöser Art, so dass sie Mythologie und Archäologie in sich schliesst, ferner Geschichte und Geographie, endlich alle specialen Wissenschaften.

Die formale Philologie beschäftigt sich ausschliesslich mit sprachlichen Denkmälern, und zwar hauptsächlich mit solchen, die handschriftlich, viel weniger mit denen, die inschriftlich vorliegen. Was die Kenntniss der specialen Wissenschaften im Alterthum betrifft, z. B. der Medizin, Agricultur, Kriegskunde, so kann man billiger Weise ihre genaue Kenntniss von keinem Philologen, selbst nicht von einem Realisten erwarten: sie gehören in das Gebiet der Fachmänner. Dass in jenen noch so vieles dunkel ist, hat seinen Grund darin zu suchen, dass so selten tüchtige Kenner des Latein und Griechisch sich mit Aerzten, Landwirthen, Militärs u. s. w. zu wissenschaftlicher Bearbeitung der bezeichneten Themen vereinigt haben.

In der Literaturgeschichte interessiren den formalen Philologen begreiflicherweise am meisten diejenigen Autoren, die nicht nur durch ihren Inhalt, sondern auch durch die Form der Darstellung bedeutend sind. Danach kommen für die formale Philologie literarhistorisch am meisten in Betracht die Dichter, dann die Redner, Historiker und Philosophen, da sich das Alterthum Werke rednerischen, historischen und philosophischen Inhalts ohne Vollendung

der Form nicht zu denken pflegte, zuletzt die Vertreter aller übrigen Fächer der Prosa, je in dem Maasse als sie beflissen waren, ihren Werken auch formale Vollendung zu geben, wobei freilich zu beachten ist, dass die Alten, auch wenn sie über Ackerbau oder Pferdezucht schrieben, weit mehr Werth auf stilistische Vollkommenheit legten, als die Neuern, die selbst in den höchsten Gattungen der Prosa nur zu oft dem Inhalt ausschliesslich ihre Sorgfalt widmen, unbekümmert um die Form.

Es leuchtet nun aber ein, dass reale und formale Philologie niemals ganz zu trennen sind. Z. B. kann bei Beurtheilung irgend welchen literarischen Produktes nie unbeachtet bleiben die Frage, wie weit der Autor den sachlichen Anforderungen, die man an ein Kunstwerk der Literatur zu stellen hat in Bezug auf Quellenbenutzung, Combination und Disposition, Genüge geleistet habe. Dazu bedarf es der Kenntniss von Realien; nicht minder in sehr vielen Fällen bei Kritik und Exegese einzelner Textes-Stellen. Andererseits ist es klar, da die wichtigste Quelle unserer Erkenntniss des Lebens der Alten zweifellos die sprachlichen Denkmäler sind, dass kein Realist seiner Aufgabe ohne gründliche formale Bildung genügen kann.

Der oft geführte Streit, ob die formale Abtheilung der klassischen Philologie oder die reale wichtiger sei, ist eigentlich abgeschmackt. Jede Wissenschaft trägt ihren Werth in sich. Auch ist eben nachgewiesen worden, dass beide Theile sich gegenseitig gar nicht entbehren können, so wenig wie die eine Hand des Menschen die andere.

Dagegen ist nicht zu leugnen, dass für den praktischen Gebrauch des Studenten die formale Philologie

viel gewichtiger ist als die reale, ihre Vernachlässigung ihm unberechenbaren Schaden bringt.

Es muss nämlich immer von neuem betont werden, je öfter es leider vergessen wird, dass die erste und wichtigste Aufgabe eines akademischen Professors der klassischen Philologie die ist, tüchtige Gymnasiallehrer der alten Sprachen zu bilden, gegen welche Verpflichtung die andere, aus der grossen Menge die wissenschaftlich am meisten Befähigten hervorzuziehen und durch geeignete Uebungen zur akademischen Carrière vorzubereiten, durchaus in den Hintergrund treten muss. Denn solcher, die sich zu dieser schwierigen Laufbahn entschliessen, werden stets nur Wenige sein, auch macht sich wirkliches Talent und ungewöhnliches Streben in der Wissenschaft meist schon von selbst bei den hergebrachten Disputationen und sonstigen Uebungen der Studenten geltend; ferner pflegen regsamere Naturen sehr gern freiwillig bei den Professoren über die Probleme der wissenschaftlichen Methode, die am meisten empfehlenswerthen Bücher und sonstigen Hülfsmittel des Studiums, endlich über die geeignete Wahl von Themen selbständiger Arbeiten sich zu unterrichten.

Die Heranbildung tüchtiger Gymnasiallehrer interessirt immer eine ganze Provinz, häufig ein ganzes Land. Denn wenn die Grundlage der liberalen und humanen und zugleich gediegenen Jugendbildung die klassischen Autoren sein sollen, was ist wichtiger als dass die Gymnasien mit Lehrern versehen werden, die gründlich mit dem Geist des klassischen Alterthums vertraut sind, und vor allem mit den Autoren des Schulgebrauchs? Wogegen die Heranbildung blosser Gelehrter, wenn auch für die Wissenschaft

höchst dankenswerth, für die praktischen Zwecke gründlicher und zweckmässiger Jugendbildung nur mittelbar in Betracht kommt.

Ist es also die erste Aufgabe der philologischen Professoren, Gymnasiallehrer zu bilden, so ergiebt sich von selbst, dass jene hauptsächlich solche Collegien halten, solche Uebungen veranstalten müssen, die diesen am meisten erspriesslich sind. Danach kann es keinem Zweifel unterliegen, dass dem praktischen Nutzen besonders dienen die Fächer der formalen Philologie, durch die uns der so schwierige als kunstvolle Bau der alten Sprachen erschlossen wird. Denn die Sprache ist unbezweifelt das edelste, eigenthümlichste und wichtigste Gut des Menschengeschlechts.

Wollte man das Gebiet der realen Philologie zur Grundlage der Jugendbildung machen, so könnte das Resultat kaum ein anderes sein, als ein wüster und zugleich von jeder Vollständigkeit sehr ferner Notizenkram in den Köpfen der Schüler. Nicht das Studium der Thatsachen, in den klassischen Schriftwerken über Geschichte und Cultur des Alterthums mitgetheilt, die von den Schülern der Gymnasien häufig gar nicht nach Gebühr gewürdigt werden können, deren Kenntniss auch nicht selten der Jugendbildung wenig förderlich ist, sondern das Verständniss der grammatischen, syntaktischen, rhetorischen und metrischen Vollendung, wie sie sich zumal bei den grössten Autoren der alten Welt zeigt, bietet das geeignete Feld für jene Gymnastik des jugendlichen Geistes, der man vergeblich die Beschäftigung mit den formal meist sehr entarteten neueren Sprachen oder mit den sogenannten exakten Wissenschaften hat substituiren wollen. Diese

letztgenannten hätten vielleicht eher als Surrogat dienen können, wenn sie nicht für das jugendliche Alter zu schwierig oder zu trocken wären, einseitiger Verstandesbildung dienten, endlich ganz des idealen, zumal ethischen Fonds entbehrten, der für die Jugend unerlässlich ist. Hiermit ist natürlich keineswegs gesagt, dass die exakten Wissenschaften, wenn sie einem gereifteren Auditorium vorgetragen werden, der Unsittlichkeit oder dem Nihilismus Vorschub leisten.

Wenn also der Schwerpunkt der Lehrthätigkeit innerhalb der Gymnasien in der möglichst gründlichen Erfassung und Durchdringung der klassischen Sprachen, in dem möglichst genauen Verständniss der formalen Kunst der vorzüglichsten Autoren des Alterthums beruht, so ist ersichtlich die Hauptaufgabe der Universitäten die tüchtige formale Durchbildung der philologischen Studenten.

Fragt man nun, welche Lectionen hauptsächlich zu diesem Zweck dienlich sind, so ergiebt sich als nothwendigstes Bedürfniss griechische und römische Literaturgeschichte, da diese dem Studenten Gebiete eröffnet, Gesichtspunkte erschliesst, Ideen anregt, die er durch die propädeutische Bildung der Gymnasien unmöglich gewinnen konnte. Dann kommen Grammatik und Metrik. Von den Autoren werden zumeist diejenigen sich zur Exegese eignen, welche für die Bedürfnisse der Schule am wichtigsten sind, zumal dieselben grösstentheils durch formalen und sachlichen Werth eine hervorragende Stellung einnehmen, auch sich an die meisten eine solche Menge, theilweise noch ungelöster, wissenschaftlicher Probleme knüpft, dass sie auch zur Erschliessung wissenschaftlicher Methode die erspriesslichsten Dienste leisten.

Es würden also von den Griechen hauptsächlich in Betracht kommen: Homer, die Tragiker, Herodot, Thucydides, Xenophon, Plato, Demosthenes, Lysias und Isocrates, von den Römern Cicero, Caesar, Sallust, Livius, Tacitus, Virgil, Horaz, Ovid, Phaedrus.

Es veranlasst mich auch ein wissenschaftliches Princip, das freilich auf manchen Widerspruch stossen dürfte, mir aber unerschütterlich feststeht, zu der Forderung, dass die Professoren bei ihren Interpretationen von den anerkannten Mustern der besten Zeit der Literatur ausgehen. Ich bin nämlich der Meinung, dass die Forschung von den vollendetsten Repräsentanten jeder Gattung des Stiles ihren Anfang nehme, und von diesen aus die vorklassischen und nachklassischen Autoren gleicher Art kritisch durchmustere. Denn alle Anfänge jeder Literatur sind für uns in Dunkel gehüllt, so dass bei den ältesten Denkmälern derselben nur zu oft das archimedische *δός μοι πού στῶ* seine Berechtigung hat. Nun erlangen die nachklassischen Denkmäler, wie sich von selbst versteht, ihr volles Verständniss erst durch Bekanntschaft mit den klassischen. Betrachtet man überhaupt die klassischen Monumente der Litteratur als den Mittelpunkt seiner Studien, stützt man sich auf die Kenntniss des goldenen Zeitalters, dessen formale Vollendung in Sprache und Metrik eine im Ganzen gesicherte Grundlage positiven Wissens bietet, von dem man bei jeder wissenschaftlichen Untersuchung ausgehen muss, so wird man vermögen, durch allmäliges Rückwärts- und Vorwärtschreiten, besser die Eigenthümlichkeiten der vorklassischen und nachklassischen Autoren zu ergründen, als wenn man von ihnen die gelehrte Forschung anfinge. Erst wenn man die

grammatischen und metrischen Gesetze einer Sprache in ihrer höchsten Entwickelung gehörig inne hat, kann man die Ausnahmen von der Regel gebührend würdigen. Es würde also, um meine Ansicht durch ein Beispiel zu illustriren, für einen Gelehrten, der sich mit Plautus beschäftigen wollte, die praktischste Reihenfolge der Lecture und des Studiums folgende sein: Virgil, Catullus, Lucrez, Lucilius, Terenz, die Fragmente der Dramatiker von Caesars Zeit bis auf die des Plautus. Uebrigens versteht sich, dass, wann immer sprachliches und metrisches Material aus den Zeiten vor dem ersten nicht fragmentarisch erhaltenen Vertreter eines Literaturzweiges vorliegt, auch dieses gebührend verwerthet werden muss, dass ferner, wo dieses fehlt oder nicht ausreicht, die Resultate der Sprachvergleichung für die vorliterarische Zeit in Anspruch zu nehmen sind, natürlich mit Mässigung und Besonnenheit. Sagt man nun, es liesse sich mit der von mir empfohlenen Methode, höchstens eine relative, nimmermehr eine absolute Sicherheit der gewonnenen Resultate erlangen, so entgegne ich, dass, wie auch Ritschl anerkannt, überhaupt bei den Anfängen der Literatur, also, auf die klassischen Sprachen angewendet, bei Homer und Plautus, höchstens eine relative Sicherheit erlangt werden kann, und dass wir sehr zufrieden sein dürfen, wenn wir überhaupt bis zu dieser gelangen. Auch auf weit lichteren Gebieten der Literatur übrigens müssen wir uns oft mit relativer Sicherheit begnügen.

Selbstverständlich soll sich aber die Interpretation der Autoren auf den Universitäten nicht auf die in Schulen gelesenen beschränken, sondern auch andere möglichst berücksichtigen, je nach dem Verhältnisse ihres praktischen

Nutzens für die Erkenntniss des Alterthums oder der kritischen Probleme, die sie darbieten. Auch für die Uebungen der Seminarien werden solche Autoren entsprechend benutzt werden müssen.

Was nun die wissenschaftlichen Uebungen der Studenten betrifft, so empfiehlt es sich nicht bloss des praktischen Nutzen halber, sondern eben so sehr zur Anleitung und Vorbereitung eigener und selbständiger Förderung der philologischen Wissenschaft, die Anfänger der Philologie mit grammatischen und metrischen Untersuchungen, solchen natürlich, die ihrem Alter und ihren Kenntnissen angemessen sind, zu beschäftigen, ferner mit der kritischen Behandlung verdorbener oder schwieriger Textes-Stellen, soweit dieselben durch grammatische und metrische Kenntnisse, so wie durch scharf logisches Denken zu enträthseln, also für junge Männer, die nicht ganz der geistigen Fähigkeiten ermangeln, traitabel sind. Zur wesentlichen Unterstützung solcher Untersuchungen dient natürlich die Kenntniss der Paläographie, d. h. der Lehre von den Veränderungen der Schriftzeichen und von den sonstigen Besonderheiten in Handschriften und Inschriften. Doch macht die blosse Kenntniss der Paläographie noch lange keinen Kritiker. Vielmehr gilt auch für die Verbesserung verderbter Texte zuerst der Spruch des alten Römers „rem tene, verba sequentur“. Findet sich bei einer wirklich verderbten Stelle eine unzweifelhafte Besserung, so wird in den meisten Fällen auch leicht ihre paläographische Probabilität sich nachweisen lassen.

Nicht blos dem Studirenden, der die Gymnasialcarrière erwählt hat oder seine wissenschaftliche Thätigkeit innerhalb der formalen Philologie zu entfalten ge-

denkt, sondern auch dem künftigen Realisten werden grammatische, metrische, kritische Uebungen von grösstem Nutzen sein. Es giebt nichts, was so sehr zu scharfem, logischem Denken, zur Aufspürung selbst geringfügiger oder dem blöden Auge schwer ersichtlicher Probleme den jugendlichen Geist schärfte. Und ferner, ist die genaue Kenntniss der klassischen Sprachen dem künftigen Historiker, Epigraphiker, Antiquar oder Archäologen nicht unerlässlich? Manche Vertreter dieser Disciplinen haben bis zur Stunde die Vernachlässigung des Latein und Griechisch während der Studentenzeit theuer genug bezahlen müssen.

Was ich hier über Wesen und Eintheilung der Philologie, sowie über den Nutzen des formalen Theils dieser Wissenschaft gesagt habe, ist keineswegs Abschweifung vom Thema. Nur nach dieser Exposition war es möglich, ein unbefangenes Urtheil über Ritschl's gelehrte und pädagogische Thätigkeit zu geben. Jetzt werden, hoffe ich, die Vorzüge wie die Mängel des berühmten Todten dem Leser in klarerem Lichte erscheinen. Mit blossen Phrasen wäre weder dem Publikum noch Ritschl selbst besonders gedient.

Ich werde nun versuchen ein Bild von Ritschl's gelehrter Thätigkeit, seinen Bemühungen um Förderung der philologischen Disciplin zu geben. Denn die Aufgabe des Professors ist, wie von selbst einleuchtet, eine doppelte: einerseits die Wissenschaft zu bereichern durch selbständige Forschungen, andrerseits die Jugend mit den Resultaten eigener wie fremder Forschungen in der Wissenschaft bekannt zu machen und ihr wissenschaftliche Methode beizubringen.

Reisig war zwar auch ein guter Lateiner, doch ruhte der Schwerpunkt seiner Studien im Griechischen. Danach ist es nicht zu verwundern, wenn auch Ritschl sich eher als Graecist denn als Latinist bekannt machte. Seine erste grössere Publication war i. J. 1832 eine Ausgabe des Thomas Magister, die diesen späten und urtheilslosen, jedoch durch manche Notizen und Fragmente werthvollen Grammatiker der byzantinischen Zeit, der schon im vorigen Jahrhundert die Aufmerksamkeit der holländischen Graecisten auf sich gezogen hatte, mit Glück behandelte. Dann folgten Abhandlungen verschiedener Art, die mit einigen auf die griechische Kunst bezüglichen Aufsätzen jetzt im 1. Bd. der opuscula philologica vorliegen. Unter diesen erwähnen wir besonders die lichtvolle Arbeit über „die Alexandrinischen Bibliotheken unter den ersten Ptolemaeern und die Sammlung der Homerischen Gedichte durch Pisistratus", die noch jetzt, auch nachdem über das erste Thema manches, über das zweite unzähliges neue publicirt ist, grossen Werth hat, und von keinem Freunde der Cultur des Alterthums, zumal aber von keinem Bearbeiter der Homerischen Frage ausser Acht gelassen werden darf.

Dass sich Ritschl ferner manche Verdienste um die griechische Metrik erwarb, wird mit Rücksicht auf seine Leistungen für Plautus nicht befremden.

Lange Zeit hatte er sich mit dem Plan einer Ausgabe der antiquitates Romanae des Dionysius Halicarnassensis getragen (vgl. opusc. philol. I., 471 fgdd.), bis er den dafür gesammelten Apparat einem Schüler überliess.

Allein schon in Breslau begann Ritschl's Thätigkeit sich dem Gebiet zuzuwenden, welches für sein späteres

Forschen entscheidend wurde, auf dem er neue Bahnen erschliessen sollte, der altlateinischen Sprache und Literatur.

An dieser Stelle scheint es mir geeignet, einige Worte über die akademische Frage, ob die Thätigkeit des Graecisten oder des Latinisten lohnender und erspriesslicher, einzuschalten. Eigentlich ist dieser Streit ebenso gegenstandlos als der über den Vorzug der formalen oder der realen Philologie. Auch kann ebensowenig ein Graecist des Latein, als ein Latinist des Griechischen entbehren. Doch um auf jene Frage noch weiter einzugehen, wer könnte leugnen, dass die griechische Literatur an Originalität, Umfang und Inhalt der römischen weit überlegen sei? Freilich muss man, was den Umfang beider Literaturen betrifft, in Betracht ziehen, dass der Verlust in der Römischen verhältnissmässig noch grösser ist, als in der griechischen, insofern während des Mittelalters die liberalen Studien und das Abschreiben klassischer Autoren im Osten eifriger gepflegt wurden als im Westen. — Dagegen kann es nicht befremden, dass die Thätigkeit der Philologen des Abendlandes sich stets mit Vorliebe den lateinischen Studien zugewandt hat. Beruhte doch während des ganzen Mittelalters fast ausschliesslich die Cultur des Westens auf den Ueberresten der römischen Cultur, die gelehrte Bildung auf den Ueberbleibseln der römischen Literatur, war doch das Leben der westlichen Völker mit Rom eng vereint durch die Bande der Religion, der Jurisprudenz, durch lokale Beziehungen, endlich auch, seit Karl dem Grossen, durch die Erneuerung des Römischen Kaiserthums. Was man vom alten Griechenland wusste, wusste man beinah bloss aus lateinischen Büchern.

Auch seit dem 15. Jahrhundert, als die Kenntniss der griechischen Klassiker neu auflebte, überwog doch bei allen Gebildeten, ja bei den meisten Gelehrten das Studium des Latein. Und wie hätte es anders sein können? Das Latein war in den Gymnasien die weit bevorzugte Sprache, in lateinischer Poesie wie Prosa sich auszudrücken, wurden die Schüler unermüdlich geübt, die ganze gelehrte Literatur des Mittelalters, ein sehr grosser Theil der neuern war in dieser Sprache verfasst, die Vorträge der akademischen Docenten wurden lateinisch gehalten. Des Lateins konnten weder der Jurist noch der Theologe noch der Vertreter der exacten Wissenschaften, auch nicht der Diplomat, entbehren. Allmälig wurde zwar die lateinische Sprache aus vielen ihrer Positionen ganz oder theilweise vertrieben; ausserdem ward das Studium des Griechischen allgemeiner, und übte auf die Literatur mancher Völker tiefgehenden Einfluss. Dennoch überwiegt noch heut der praktische Nutzen des Latein bei Weitem den des Griechischen.

Allein es giebt noch andere Ursachen, weshalb sich die Mehrzahl der grossen Kritiker mit Vorliebe dem Studium des Lateins zugewandt hat. Nicht blos der mehr äusserliche Umstand, dass die klassische Literatur der Römer an Umfang weit beschränkter ist, also sich auch leichter übersehen und beherrschen lässt als die der Griechen, oder dass durch Alter und Zuverlässigkeit ausgezeichnete Handschriften für die lateinischen Autoren zahlreicher sind als für die griechischen, sondern noch mehr die strenge Regelrechtigkeit und Consequenz der lateinischen Sprache, die bewunderungswürdige Logik der Perioden ihrer Prosaiker, die sorgsamst gefeilte Metrik ihrer Dichter, welche, wie einer derselben mit Rücksicht auf

die Griechen sagt „musas severiores colebant“, hat diejenigen, welche sich die Erforschung der alten Sprachen, die Erklärung oder Verbesserung der geschriebenen Denkmäler zur Lebensaufgabe machten, immer wieder zu den römischen Autoren hingezogen, und wird sie noch lange hinziehen.

Das archaische Latein, d. h. die Zeit von den Anfängen der römischen Literatur bis auf Varro, war von den italienischen Humanisten des 15. und 16. Jahrhunderts mit wenig Neigung und Glück behandelt worden. Dagegen wurde es seit der Mitte des 16. Jahrhunderts der Gegenstand energischer und erfolgreicher Studien seitens der französischen, niederländischen und deutschen Philologen. Männer wie Lipsius, Junius, der jüngere Scaliger, Acidalius, Janus Dousa, Vossius und Grotius haben sich auf diesem Gebiete unsterbliche Verdienste erworben. Ihre Thätigkeit kam auch besonders den altlateinischen Dramatikern, zumal Plautus, zugute. Damals wusste man vom alten Latein manches, was später wieder auf lange verloren ging.*)

Allein seit der Mitte des 17. Jahrhunderts erschlafften diese Studien; und etwa 150 Jahre lagerten über jenem weiten, aber dornigen und dunkeln Gebiet Unwissenheit und Unachtsamkeit. Nur Bentleys Ausgabe des Terenz erscheint wie eine Oase in der Wüste: sie bahnte einen Weg zum Verständniss des alten Lateins, den lange nach Bentleys Tode andere Gelehrte mit Glück verfolgt haben.

Auch Deutschland hatte im 16. und 17. Jahrhundert

*) Vgl. meine Geschichte der klassischen Philologie in den Niederlanden S. 62.

an dem Studium der archaischen Literatur der Römer regen Antheil genommen. Es hatte nicht nur aus seinen Bibliotheken die vortrefflichsten Handschriften für den wichtigsten Autor der vorklassischen Zeit, Plautus, geliefert, sondern auch Gelehrte hervorgebracht, deren Verdienste um Plautus noch heute mit Achtung genannt werden. Seit den Zeiten des dreissigjährigen Krieges jedoch war auf diesem Gebiet der Wissenschaft Erschlaffung eingetreten, die bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts dauerte. Erst damals begannen neue und erfolgreiche Studien im Plautus. Man sieht, das Wiedererwachen der altlateinischen Sprachforschung fällt zusammen mit dem Aufschwung der klassischen Philologie, den diese seit F. A. Wolf nahm.

Wie die Studien der holländischen Graecisten seit Hemsterhuis,*) sind die der deutschen Latinisten seit Reiz und Hermann ausgegangen von der Bewunderung und Nacheiferung Bentleys. — Deutschland war durch den dreissigjährigen Krieg wie materiell so intellectuell herabgekommen. Seit jener Zeit vornehmlich datiren in der deutschen Philologie, natürlich immer mit rühmlichen, nur vereinzelten, Ausnahmen jene wüsten Compilationen ohne Geist und Geschmack, ohne Verständniss von Grammatik und Metrik, aber desto reichlicher versehen mit unfruchtbarer Gelehrsamkeit und gedankenlosen Citaten, Produkte, die der deutschen Wissenschaft bis zur Stunde viel geschadet haben, wie denn bekanntlich noch in unserer Zeit der erste Graecist dieses Jahrhunderts, Cobet, die Deutschen doctiores quam saniores genannt hat.

*) Gesch. der kl. Philol. in den Niederl. S. 69—71.

Als seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts das deutsche Geistesleben wieder einen höheren Schwung nahm und sich auf würdigere Ziele richtete, kam in der Philologie Bentley zu Ansehen. Freilich gestaltete sich, je nach Massgabe der Talente, die Verehrung und Nachfolge Bentleys bei dem Einen sklavischer und geistloser, bei dem Andern liberaler und ingeniöser: alle aber stimmten überein in Bewunderung der präcisen Form von Bentleys Werken, der reichen, oft überraschenden Resultate, der scharfen, in der Fälle Mehrzahl unerbittlichen Logik, des richtigen Taktes in Abschätzung der Handschriften, der subtilen Observanz der grammatischen und metrischen Gesetze. Grade die Metrik als Wissenschaft war den Deutschen bisher gänzlich fremd geblieben; selbst in den besten Zeiten des 16. Jahrhunderts hatten es die Philologen Deutschlands, wie ihre Gedichte bezeugen, nur zu einer, allerdings häufig recht guten, aber durchaus unbewussten Technik der lateinischen Versification gebracht.

Zuerst nun der Leipziger Professor Reiz, noch mehr sein grosser Schüler Gottfried Hermann erkannten die Nothwendigkeit, in möglichst engem Anschluss an Bentley's Ausgabe des Terenz neue Wege für die Kritik des Plautus zu finden. Doch waren ihre Bemühungen zu wenig consequent und andauernd, ermangelten auch zu sehr der kritischen Hülfsmittel, als dass sie für den Komiker soviel hätten leisten können, wie ihr Talent ihnen wohl vergönnt hätte. Gleichwohl verdienen Hermann's Erörterungen über die Verskunst des Plautus in den „elementa doctrinae metricae“ und sonst alle Achtung.

Schon im Jahre 1835 gab Ritschl eine Probe seiner Plautinischen Studien durch eine Ausgabe der Bacchides.

Doch konnte er erst einen festen Boden für seine kritische Thätigkeit gewinnen, als er die Schätze der italienischen Bibliotheken, zumal der Ambrosiana in Mailand und der Vaticana in Rom, für seinen Autor verwerthet hatte.

Die älteste und treueste Ueberlieferung des Plautus beruht im Wesentlichen auf zwei Handschriften der vaticanischen Bibliothek, dem „vetus codex Camerarii“ und dem Ursinianus, einer der Heidelbergischen, dem „decurtatus Camerarii“ und einem Mailänder Palimpsest, welches im Anfang dieses Jahrhunderts der berühmte Cardinal Angelo Mai entdeckt hat. Während die übrigen Handschriften, die schon vor Ritschl von vielen Gelehrten benutzt waren, keine wesentlichen Schwierigkeiten bieten, ist die Lesung des Ambrosianus eine höchst mühevolle und schwierige. Heutzutage ist derselbe in Folge des fortwährenden Gebrauchs chemischer Reagentien seitens der verschiedenen Gelehrten, welche ihn im Interesse des Plautus ausbeuten wollten, beinahe zu einer unförmlichen Masse geworden.

Ritschl hat sich vier Monate mit der Entzifferung dieser so werthvollen Handschrift beschäftigt. Und es ist sicher, dass er in dieser Zeit soviel für die Kritik des Plautus aus dem Ambrosianus gewonnen hat, als irgend möglich war. Mag er auch zuweilen gegen Herrn Gepperts Collation desselben Codex ungerecht gewesen sein, im Ganzen wird man bei zweifelhaften Stellen unbedingt seinem Zeugniss den Vorzug geben. Dass gleichwohl später ein durch paläographische Begabung ausgezeichneter Philologe, W. Studemund, bei seinem mehrjährigen Aufenthalte in Italien und oftmaligen Besuche Mailands viele Stellen des Plautus im Ambrosianus richtiger oder vollständiger ge-

lesen hat, wird man Ritschl unmöglich zum Vorwurf machen können.

Es galt aber auch, über die diplomatische Ueberlieferung des Plautus in den zahlreichen Ausgaben seit dem 15. Jahrh., über die handschriftlichen Hülfsmittel und die sonstigen Referenzen und Differenzen der Urheber Licht zu verbreiten, eine ebenso dankenswerthe und nothwendige als dornige und langweilige Aufgabe. Auch dieser hat Ritschl mit gleichem Geschick entsprochen. Bei einer Beurtheilung früherer Gelehrten möchte man mehr Anerkennung Bothes wünschen, welchen viel verkannten lediglich sein trauriges Schicksal verhindert hat, Epochemachendes in der Kritik zu leisten — denn auch die grösste Kraft geht zu Grunde, wenn sie genöthigt ist vom Bücherschreiben zu leben, zumal in der Philologie —, ebenso hätte Weise, wie schon Hr. Spengel bemerkt, eine etwas mildere Kritik verdient, obwohl ich begreiflicherweise am wenigsten seinen metrischen Phantasmen das Wort rede.

Unterstützt durch reiche Collationen verfolgte Ritschl mit stets zunehmenden Eifer seine Plautinischen Studien. Das Resultat derselben waren zunächst eine Menge Abhandlungen grammatischen, kritischen, litterarhistorischen Inhalts, die er seit 1837 in Programmen und Zeitschriften veröffentlicht hat, und die zum grössten Theil gesammelt in den Parerga Plautina und dem 2. Bande der Opuscula Philologica vorliegen, ferner die grosse Ausgabe des Plautus die seit dem Jahre 1849 erschienen ist, aber leider nur die kleinere Hälfte des Plautinischen Komödie umfasst, nämlich neun von zwanzig.

Ueberhaupt muss bei dieser Gelegenheit beklagt

werden, dass Ritschl durch vielfache Thätigkeit, vornehmlich aber durch die aufopfernde Theilnahme, die er den Arbeiten seiner Schüler bewies, mehrfach gehindert ist, projektirte Arbeiten zum Abschluss zu bringen. Es wäre von grossem Werthe gewesen, wenn wir aus seinen Händen eine Ausgabe sämmtlicher Stücke des Plautus empfangen hätten. Schon in Bonn rieth ich ihm deshalb einmal, als er mich um meine Ansicht fragte, nicht zu einer neuen Ausgabe der von ihm schon bearbeiteten Plautinischen Stücke, deren Exemplare vergriffen waren, zu schreiten, überhaupt alle übrigen Arbeiten und Entwürfe der Vollendung seines Plautus nachzusetzen. Die gelehrte Welt hat Grund es zu bedauern, dass er diesem Rathe nicht gefolgt ist. Uebrigens, bin ich der Meinung, wäre es praktischer gewesen, wenn Ritschl die Bearbeitung des Terenz, der in sprachlicher und metrischer Beziehung weit leichter ist als Plautus, dessen handschriftliche Ueberlieferung reicher und correcter ist als die des Plautus, der endlich weit weniger Umfang hat, der Herausgabe des Plautus vorangeschickt hätte. Ich halte dies aufrecht trotz der Bemerkungen Ritschls S. 118 der proleg. Trinummi.

Eröffnet wurde die Ausgabe des ersten Stückes, des Trinummus, durch ausführliche Prolegomena, in denen über die kritischen, grammatischen, metrischen Principien der neuen Ausgabe gehandelt ist. Durch diese Einleitung zeigte sich Ritschl als den würdigen Nachfolger Gottfried Hermann's, dem er die Ausgabe des Trinummus gewidmet hat, und Richard Bentley's.

Da der Schwerpunkt von Ritschls Studien im Plautus liegt, und sein Name für alle Zeiten mit diesem Autor eng verbunden ist, theils durch seine Leistungen, theils

durch die von ihm angeregten, so erscheint es mir zweckmässig seine Arbeiten für Plautus und was sich an diese knüpfte mit möglichster Ausführlichkeit zu besprechen, dafür das Uebrige desto kürzer zu behandeln.

In der Werthschätzung und Klassification der Handschriften, der Scheidung der gefälschten Ueberlieferung des 15. Jahrhunderts von der ächten oder doch minder getrübten hat Ritschl für Plautus zwar die richtigen Pfade eingeschlagen, aber keine neuen. Seine Behandlung dieses Gegenstandes beruht vielmehr durchaus auf denselben Principien, die Lachmann für Lucrez, Jahn für Persius und Juvenal, Madvig für Cicero und Livius, andere anderweit angewendet haben, und die schon Friedrich August Wolf in den prolegomena zu Homer mit bewunderungswürdiger Klarheit entwickelt hat.

Was die Besserung des Textes durch Divination betrifft, so hat Ritschl die Kritik des Plautus in den von ihm herausgegebenen Stücken nicht zu Ende geführt, und er selbst sagt mit Recht, dass sie schwerlich je zu Ende geführt werden könne. Die Schwierigkeiten sind eben zu gross, als dass ein Gelehrter, ja selbst die fortgesetzten Bemühungen vieler sie vollkommen überwinden könnten. Nicht blos ist die handschriftliche Ueberlieferung der Komödien des Plautus eine äusserst verderbte, sondern, was viel schlimmer ist, es fehlt uns viel zu sehr an gleichzeitigen literarischen Denkmälern, um durch Vergleichung mit diesen einen Maassstab zu haben, für das was bei Plautus in grammatischer und metrischer Beziehung möglich oder unmöglich ist. Bekanntlich ist Plautus der älteste römische Autor, von dem vollständige Werke erhalten sind. Was sich an gleichzeitigen oder früheren Denkmälern der

lateinischen Sprache durch Inschriften oder Citate alter Autoren gerettet hat, gibt uns zwar manche äusserst werthvolle Bereicherungen unserer Kenntniss der ältesten Latinität, ist aber doch so wenig zahlreich, dass es uns die Grösse unseres Verlustes nur desto lebhafter empfinden lässt.

Die allermeisten Fragen der Plautinischen Kritik müssen aus Plautus selbst beantwortet werden. Denn selbst die Komödien des Terenz, obwohl sie der Zeit nach nicht sehr viel jünger sind als die Plautinischen (Terenz ward etwa in derselben Zeit geboren als Plautus starb, um's Jahr 185 v. Chr., und starb schon 159), helfen uns weniger zur Kritik des Plautus als man annehmen sollte, da die lateinische Sprache seit Plautus und besonders Ennius sehr rasche Fortschritte in Eleganz und Reichthum machte, es ausserdem dem Terenz durch ein günstiges Geschick vergönnt war, eine sorgfältige Erziehung zu geniessen und mit den gebildetsten Römern seiner Zeit in nähere Beziehungen zu treten. Bekanntlich trugen diese Umstände so sehr zur Eleganz seiner Komödien bei, dass in Rom das Gerede ging, römische Edle hätten ihm bei seiner Schriftstellerei geholfen. Plautus hingegen scheint zu der Elite der römischen Gesellschaft in keiner Beziehung gestanden zu haben, seine Komödien sind ersichtlich auf Effekt bei der Plebs berechnet, weder in Sprache noch in Metrik hat er sich gleicher Sorgfalt beflissen als Terenz.

Fragen wir nun genauer, welche Verdienste Ritschl um die Emendation des Plautinischen Textes gehabt hat, so stehe ich nicht an, dieselben, obwohl sie keineswegs unbedeutend sind, doch für beträchtlich geringer zu er-

klären als seine Leistungen auf anderen Gebieten der Wissenschaft. Vor allem mangelt Ritschl im Plautus und sonst jene geniale Leichtigkeit des Conjectirens, die wir an den grössten Kritikern, vor allen an Richard Bentley und Nicolaus Heinsius bewundern. Allerdings ist der Text des Plautus so verderbt und schwierig, wie wohl kein anderes Schriftwerk des Alterthums, und alle Arten der Verderbnisse, denen schriftlich fortgepflanzte Denkmäler unterliegen: Entstellungen von Buchstaben, Silben, ganzen Worten, Lücken, Umstellungen, Interpolationen sind dort zahlreich vertreten. Auch erscheint ihre Hebung oft um so schwieriger, als sie grossentheils keineswegs dem Mittelalter, sondern schon frühern Jahrhunderten des Alterthums, ja theilweise dem ersten Jahrhundert nach Plautus Tode und der Epoche des Cicero und Augustus ihren Ursprung verdanken. Denn es leidet gar keinen Zweifel, dass die Römer schon im 1. Jahrhundert v. Chr. über viele Eigenheiten der Plautinischen Sprache und Metrik sehr im Unklaren waren, ja theilweise viel schlechter unterrichtet als wir, ähnlich wie den Griechen zu Cicero's Zeit die Reden im Thucydides kaum verständlich erschienen. — Wenn nun, nach dem eben Gesagten, die Kritik im Plautus kühner, ja gewaltsamer sein darf als in vielen andern alten Autoren, so lässt sich doch nicht leugnen, dass Ritschl's Kritik die erlaubten Grenzen häufig überschritten hat, dass er oft sehr weitgehende Textesänderungen vornahm, wo, wie das Beispiel älterer und jüngerer Kritiker zeigt, mit weit gelinderen Mitteln zu helfen war. Noch speciell ist an dieser Stelle zu rügen das Einschieben von Flickwörtern, also das willkürliche Statuiren von Lücken, ohne zwingende logische Motive, hauptsächlich

zur Beseitigung metrischer Schwierigkeiten, von welchem wenig empfehlenswerthen Mittel der Kritik übrigens Ritschl selbst in den letzten Jahren mehr und mehr zurückgekommen zu sein scheint. Weniger wird man ihm verargen, dass er bei einem so fehlerhaften Texte manche Verderbnisse, deren Evidenz aus grammatischen, metrischen oder logischen Gründen unzweifelhaft ist, übersehen hat.

Noch möchte ich auf einen Mangel Ritschl's weisen, den er freilich wohl mit allen Kritikern des Plautus in diesem Jahrhundert theilt: man vermisst in seinen kritischen Versuchen das frische Leben, den muntern Witz, die naive Grazie, wodurch sich die Conjecturen der Kritiker des 16. Jahrhunderts, die an grammatischer und metrischer Kenntniss des Plautus tief unter Ritschl standen, oft so vortheilhaft auszeichnen.

Soll ich schliesslich ein definitives Urtheil über Ritschl's Verdienste um die Emendation des Plautus geben, so möchte ich die Ansicht eines vor mehreren Jahren verstorbenen Berliner Gelehrten unterschreiben, der sich in einem Programm der dortigen Universität über den Miles Gloriosus dahin geäussert hat, dass die Herstellung der Plautinischen Komödien von Ritschl vortrefflich begonnen, aber gleichwohl noch vielfach unsicher sei.

Weit höher als diesen Theil von Ritschl's Thätigkeit stelle ich seine literarhistorischen, metrischen und grammatischen Untersuchungen hinsichtlich des Plautus und der ältesten römischen Denkmäler überhaupt.

Zumal die literarhistorischen, die grösstentheils in den Parerga enthalten sind, erscheinen als wahre Meisterwerke. Es möge hier, gleichsam wie ein curiosum, bemerkt werden, dass Ritschl zuerst dem Plautus seinen wahren Namen

wiedergegeben hat, nämlich Titus Maccius, während er früher durchweg Marcus Accius genannt wurde, hauptsächlich durch Verwechselung mit dem berühmten Tragiker Lucius Accius; denn die Zeugnisse des Alterthums bieten für den falschen Namen fast keine Gewähr. Natürlich schrieb Plautus selbst seinen Namen mit einem c, da die Römer erst seit Ennius Zeit die Consonanten zu verdoppeln anfingen; und zwar war das a in Macius kurz, wie ich vor mehreren Jahreu unter Ritschl's Zustimmung in den philologischen Jahrbüchern dargethan habe. Dieselbe Bemerkung hatte ganz um die gleiche Zeit auch ein Schüler Ritschl's gemacht.

Doch auch alle übrigen literarhistorischen Abhandlungen Ritschl's verdienen unbedingtes Lob, mag man nun die sorgsame Beschaffung des Materials oder die kritische Methode oder den Scharfsinn und das feine Gefühl bei Behandlung der oft äusserst schwierigen und dunklen Probleme betrachten. Aufsätze wie: de aetate Plauti, über die fabulae Varronianae des Plautus, über die Plautinischen Didaskalien, de veteribus Plauti interpretibus, können für alle Zeiten als Muster ähnlicher Untersuchungen gelten. Durch Ritschl sind wir zuerst über die Geschichte des altlateinischen Drama's aufgeklärt worden. Unerwartete Aufschlüsse für die römische Literaturgeschichte gab seine vielbenutzte Abhandlung über die Schrift des Suetonius de viris illustribus und deren Benutzung während des Alterthums. Von ähnlichen Arbeiten, die nicht von Plautus ausgingen, nenne ich die epochemachende über die Schriftstellerei des Varro und den lichtvollen Kommentar zu Suetons vita Terentii, der in der Sammlung der Suetonischen Fragmente von Herrn Reifferscheid erschienen ist.

Ich gehe jetzt zu Ritschl's Leistungen für die Plautinische Metrik über. Bekanntlich hat die ersten Grundlagen zu einem richtigen Verständniss der Metrik des Plautus und Terenz gelegt Bentley in seinem „schediasma metrorum Terentianorum". Aber seine Behauptungen fanden wenig Beifall (in der Regel das Loos genialer Entdeckungen) bei den Zeitgenossen, ja anfänglich der Nachwelt. Erst Hermann, wie schon oben bemerkt, wies nachdrücklich und erfolgreich auf Bentley hin. Seinem Beispiel folgend versuchte Ritschl, nach langjährigen Studien und gestützt auf reichen handschriftlichen Apparat, in den prolegomena Trinummi ein einigermassen vollständiges System der Plautinischen Metrik herzustellen.

Es ist mir ganz unmöglich an dieser Stelle Ritschl's Leistungen auf diesem Gebiete so ausführlich als ich wünschte zu kritisiren. Eine genauere Behandlung dieses Themas würde ein eigenes Buch erfordern, und zudem, wie so manche Probleme der Plautinischen Kritik, insofern des Fundaments entbehren, als wir zur Stunde nur für einen Theil der Plautinischen Komödien die Ueberlieferung der besten Handschriften hinlänglich, wenn auch nirgend ganz vollständig, kennen. Daher begnüge ich mich mit folgenden Bemerkungen:

Was Ritschl über die Gesetze der Position, der Synizesis, der Verkürzung langer Endsylben, über den Hiatus, über podische Eigenthümlichkeiten und Cäsuren bei Plautus sagt, scheint mir grösstentheils zu unterschreiben oder doch im höchsten Grade fruchtbringend als Grundlage für weitere Untersuchung desselben Gegenstandes. Das von Lachmann zu Lucrez pg. 412 mit Recht gerügte Princip der Ecthlipse in Wörtern wie sine, dolo, malo, und

sogar quidem und enim, hat Ritschl später mit einem anderen und wie ich denke richtigen, dem Resultat seiner epigraphischen Studien vertauscht und selbst zurückgezogen in der Vorrede des II. Bandes seiner opuscula S. X. — Auch was er über die Gesetze des Rhythmus bei demselben Dichter sagt, hat fast überall meine unbedingte Zustimmung. Aber das Princip, aus welchem er jene rhythmischen Gesetze herleitet, halte ich für absolut falsch.

Eine ausführlichere Besprechung des Einflusses des grammatischen Accentes auf die Metrik des Dichters, die er in Aussicht gestellt, hat Ritschl nie gegeben. In den prolegomena Trinummi aber (S. 207) fasst er seine Meinung dahin zusammen, dass zwar das Fundament der Metrik des altlateinischen Dramas durchaus die Beachtung der Quantitäten gewesen sei, natürlich mit den Freiheiten, die sich die Dramatiker mit Rücksicht auf die Aussprache im Munde des Volkes gestattet hätten, dass aber damit eine möglichste Berücksichtigung des grammatischen Accentes verbunden gewesen sei. Freilich muss er selbst (S. 250) von dieser Annahme die anapaestischen Metra des Plautus und sogar den akatalectischen jambischen Tetrameter ausnehmen (er hätte auch noch die trochäischen Oktonare, die bacchiischen und kretischen Verse desselben Dichters ausnehmen können). Aber auch übrigens ist jenes zuerst von Bentley aufgestellte, dann von Hermann aufrecht gehaltene Gesetz so irrig wie möglich. Namhafte Anhänger hat Ritschl's Doctrin, mit Ausnahme Fleckeisen's, wohl kaum gefunden, dagegen von vielen Seiten Widerspruch, und das von Männern wie Weil und Benloew, Boeckh und Corssen. Corssen giebt in seinem Werk „über Aussprache, Vokalismus und Betonung der

lateinischen Sprache“ (II. 948 fgdd. d. 2. Ausg.) eine ausführliche Darstellung der Ansichten neuerer Gelehrten seit Bentley über die in Rede stehende Frage und zugleich die Widerlegung der Annahme dieses und seiner Anhänger, zwar nicht ohne einige Aufstellungen, die zum Widerspruch reizen könnten, aber übrigens so vortrefflich und gründlich, dass jene Ansicht, die Ritschl allerdings bis zu seinem Lebensende festgehalten zu haben scheint (man vergl. darüber z. B. noch seine Aeusserungen in der praefatio des 2. Bandes der opuscula, S. XI) als abgethan betrachtet werden kann.

Für die Scansion Griechischer und Römischer Verse kommt einzig die Quantität der Silben, also Länge und Kürze in Betracht, und die Lehrer thun ganz recht, die, was Bentley verspottete, in den Gymnasien ihre Schüler lesen lassen:

árma virúmque canó, Troiaé qui prímus ab óris;
μήνιν ἀείδε, θεά, Πηληϊάδεω 'Αχιλῆος.

Will man neben dem poetischen Rhythmus noch den grammatischen Accent hören lassen oder gar diesen ohne jenen, so verliert man einfach das Metrum. Die Ansicht Bentley's und seiner Anhänger beruht auf der mangelhaften Fähigkeit, sich aus den modernen Sprachen auf ein grammatisch, metrisch und syntactisch durchaus verschiedenes Sprachgebiet zu versetzen. Auch grosse Männer haben ihre Beschränktheit.

Ich verweile auch bei der Sache nur, weil ich im Gegensatz zu allen mir bekannten Gegnern Ritschl's S. 206 meiner Metrik behaupte, das erste Gesetz der Metrik aller alten Dichter, der Griechischen wie der Römischen, sei dies gewesen, nicht bloss den grammatischen Accent unbeachtet

zu lassen, sondern den poetischen vielmehr möglichst in Gegensatz zu diesem zu bringen, grade wie sich wenigstens die Dichter höherer Kunstgattungen bei allen Völkern stets bemühen, ihre Sprache von der des gewöhnlichen Lebens möglichst verschieden zu gestalten. Doch es bedarf nicht einmal dieses Vergleiches: schon das Beispiel der römischen Satiriker, die doch, wie sie selbst bekannten, ihre Sprache der Prosa möglichst näherten, beweist unwiderleglich, wie wenig die Römischen Daktyliker mindestens auf den grammatischen Accent Rücksicht nahmen. Freilich gibt dies auch Ritschl (im Gegensatz zu Bentley) für diese Dichter zu, trotzdem dass am Ende der daktylischen Hexameter von Virgil und Ovid sich eine ganz ähnliche Uebereinstimmung des poetischen Rhythmus und des grammatischen Accentes zeigt, wie in der Mitte der Jamben und Trochäen des Plautus und Terenz. Nun sind aber die rhythmischen Gesetze des römischen Hexameters genau dieselben als die des griechischen; nur dass die Griechen, theils weil sie überhaupt die Metrik (wie sogar die Prosodie) freier behandelten als die Römer — deshalb sagt Martial von ihnen quibus est nihil negatum —, theils genöthigt oder doch verlockt durch sprachliche und prosodische Eigenheiten ihrer Sprache, theils wegen des Beispiels, welches die von ihnen abergläubisch verehrten Homerischen Gedichte boten, die Rhythmen des Hexameters wenigstens was den Ausgang betrifft (der auch im Lateinischen etwas minder streng behandelt wird) weit freier gestalteten als die Römer. Es ist ja aber eine bekannte Thatsache, dass die Römischen Daktyliker überhaupt alle Gesetze der metra, die sie von den Griechen übernahmen, weit strenger und consequenter, gelegentlich auch pedantischer, durchgeführt und aufrecht gehalten haben als die Griechen.

Schon diese Erwägung hätte Ritschl von dem Irrigen seiner Ansicht überzeugen können. Für die altlateinischen Dramatiker nun gilt ganz dasselbe rhythmische Princip als für die Daktyliker. Schon im frühesten Versmass der Römer, dem Saturnius, zeigt sich, wie Korssen vortrefflich dargethan, nicht die geringste Berücksichtigung des grammatischen Accentes. Bei den ältesten Dramatikern aber wie bei allen Daktylikern ist durchaus oberstes Gesetz des numerus, dass sie mit Ausnahme der Caesur und des Versendes, über deren Besonderheiten gleich zu sprechen sein wird, den poetischen Rhythmus möglichst in Dissonanz zu dem prosaischen Accent walten lassen. Freilich erleidet diese Regel bei jenen zahlreiche Ausnahmen, theils weil die lateinische Sprache bei ihrem Reichthum an trochaeischen und spondeischen Wortschlüssen und bei ihrer Barytonesis von selbst weit häufiger die Uebereinstimmung des poetischen Rhythmus und des grammatischen Accentes mit sich bringt als die griechische, theils weil oft jenes oberste Princip aus rhetorischen Gründen hintenangesetzt ist, theils endlich, weil überhaupt die vorklassischen Dramatiker auf die Verskunst weit weniger Sorgfalt verwendeten als die Daktyliker und als die Dramatiker seit Augustus, wie sie sich auch bekanntlich in den Jamben und Trochäen eine Menge Füsse gestatteten, die von den Griechen theils gar nicht, theils nur unter grossen Beschränkungen zugelassen sind. Aber trotzdem steht mir dieses Gesetz unumstösslich fest, und ich achte es für überflüssig auf den Umstand hinzuweisen, dass es höchst merkwürdig wäre, wenn Plautus in anapästischen und anderen Metren,

Ennius in allen daktylischen eine so colossale Revolution der bisherigen rhythmischen Gesetze des Latein vorgenommen hätten, als Ritschl meint, ohne dass das Römische Publikum revoltirt hätte und ohne dass darüber bei den alten Grammatikern auch nur das Geringste verlautete. Und doch haben eben diese die verhältnissmässig viel geringfügigeren podischen Abweichungen der altlateinischen Jamben und Trochäen von den griechischen oft behandelt.

Auch die gleichfalls an ein Vorurtheil Bentley's sich anschliessende Ansicht Ritschl's (proleg. Trin. S. 250 fgdd.), dass Worte, die den logischen Accent hätten, wie er sich ausdrückt (richtiger hätte er gesagt: solche, die rhetorisch hervorgehoben werden), bei Plautus in der Arsis zu stehen pflegen, und weder in der Thesis sich verstecken noch durch Elisionen verschluckt werden, hat mit Recht Widerspruch hervorgerufen, und ist völlig unhaltbar. Man muss hunderte, sonst völlig tadelloser Verse im Plautus ändern, wenn man jenes Gesetz durchführen will, und man begreift dasselbe nicht, da der grammatische Accent des Latein auf die logische Substanz der einzelnen Sylben so wenig Rücksicht nimmt.

Wenn ich so den Principien, von denen Ritschl bei Behandlung der Rhythmik des Plautus ausging, entschieden widersprechen musste, so befinde ich mich dagegen in Bezug auf die rhythmischen Beobachtungen, welche die Prolegomena Trinummi enthalten, fast durchweg im Einklang, nur erkläre ich dieselben ganz anders.

Der Hauptgesetze der antiken Rhythmik, durch welche sich nach meiner Ansicht fast alle rhythmischen Erscheinungen der griechischen wie der römischen Poesie erklären

lassen, sind zwei. Das eine besteht darin, dass am Ende einer metrischen Reihe, wie sie durch Versschluss oder Cäsur gebildet wird, genau der Rhythmus hervorgebracht werden muss, welchen der Fuss oder die Füsse am Schluss dieser metrischen Reihe erfordern, mag es ein jambischer oder trochaischer, anapästischer oder daktylischer, respective logaödischer sein. Für Erzeugung dieses Rhythmus gilt als erste Regel, dass kein Monosyllabum am Ende der metrischen Reihe stehen darf, falls ein mehr als einsylbiges (nicht pyrrhichisches) Wort vorangeht, ausser wenn die beiden letzten Worte durch genau bestimmte, wenig zahlreiche Fälle der Enklisis oder Proklisis verbunden sind. Ausführlicher ist die Sache dargelegt d. r. m. S. 207—209. Das zweite Gesetz bestimmt, dass, wo statt des ursprünglichen Fusses, sei es durch Auflösung der Arsis oder Thesis oder durch Zusammenziehung der Thesis oder durch welche Freiheit immer Veränderungen eintreten, gewisse rhythmische Gesetze beobachtet werden, welche jene Licenzen motiviren und gleichsam entschuldigen. Man wird das eben Gesagte leicht verstehen, wenn man das vergleicht, was ich im 2. Buch meiner Metrik S. 151—158 über die Auflösung der Arsen und den Gebrauch des Anapästes in den jambischen Versen der Daktyliker sage.

Der Sachverhalt ist also dieser, dass nicht im mindesten der grammatische Accent eines Wortes, sondern einzig sein Umfang an Sylben für die rhythmische Gestaltung eines Verses in Betracht kommt.

Zuweilen haben ferner, wie schon oben bemerkt, die Gesetze der Rhetorik auf den Rhythmus des Verses eingewirkt; auch andere Umstände, zumal der Gebrauch der nomina propria. Man sehe d. r. m. S. 131—136. Doch

erscheinen die so bewirkten Ausnahmen geringfügig im Vergleich zu jenen beiden Gesetzen.

Auch um die Erkenntniss des ältesten und wie es scheint bis auf Livius Andronicus einzigen Metrums der Römer, des versus Saturnius, hat Ritschl sich grosse Verdienste erworben, indem er die von Otfried Müller für dasselbe aufgestellten Gesetze beschränkt und berichtigt hat (de titulo Mummiano p. 2). Freilich ist dieses Metrum so schwierig, die erhaltenen Saturnier sind so wenig zahlreich und grossentheils so verderbt, dass eine endgültige Feststellung seiner Gesetze und Licencen auch Ritschl nicht möglich war und vielleicht Niemandem möglich sein wird. Ritschl ging von dem Grundsatze aus, dass wir ein richtiges Bild des Saturnius nur aus den Inschriften gewinnen könnten; und bei der geringen Zahl und starken Verderbniss oder Interpolation der geretteten Saturnier des Livius und Naevius war diese Meinung auch nicht zu verwerfen. Dagegen leuchtet es ein, dass wir leicht von den Inschriften absehen könnten, wenn wir nur hundert Saturnier des Livius oder Naevius in reiner Gestalt vor uns hätten. Denn diese waren schulmässig gebildete Männer: wie es aber mit der Bildung derer stand, welche die inschriftlich erhaltenen Saturnier gedichtet haben, ist unbekannt.

Ich komme jetzt zu dem vierten und letzten Theile der Betrachtungen über Ritschl's Leistungen für Plautus, zur Darstellung seiner Verdienste um plautinische und altlateinische Grammatik.

Die Grundlagen zu einer historischen Grammatik des Latein hat Vossius in seinem unsterblichen Aristarch gelegt. Doch fand er keinen würdigen Nachfolger vor Ritschl. Theils der Mangel an Hülfsmitteln, theils das Fehlen der

kritischen Ader verhinderte die Spätern, das von ihm gegebene Beispiel gebührend zu verwerthen.

Ritschl ist der moderne Schöpfer der historischen Grammatik im Latein, indem er stets mit getreuer Beachtung der zuverlässigsten Handschriften und der besten Inschriften, andererseits gestützt auf metrische Observationen, die Geschichte dieser Sprache von ihren Anfängen in der Literatur bis zum goldenen Zeitalter und darüber hinaus verfolgte. Er hat für die lateinische Grammatik zuerst die Inschriften in ähnlicher Weise methodisch verwerthet, wie für Antiquitäten und Geschichte Herr Mommsen. Zeuge davon ist das glänzende Werk: priscae Latinitatis (bis zum Tode des Dictators Caesar) monumenta epigraphica ad archetyporum fidem exemplis lithographis repraesentata edidit Fr. Ritschelius. Berlin 1862.*)

Schon die grossen Philologen des 16. Jahrhunderts, wie Lipsius und Scaliger, hatten die Bedeutung der Epigraphik für die Alterthumsforschung in formaler wie realer Hinsicht erkannt. Allein ihr Beispiel blieb unbeachtet, und Jahrhunderte lang war die Epigraphik zwar nicht ausschliesslich, aber doch meistentheils in den Händen von Dilettanten. Statt des Nutzens, den sie der Wissenschaft hätte leisten können, stiftete sie vielmehr Verwirrung, indem eine Menge gefälschter Inschriften, hauptsächlich Fabrikate des Ligorius, mit den ächten vermischt wurden.

*) Ueber Ritschl's epigraphische Studien, sowie seine Lehrmethode und die Art seines Vortrages handelt vortrefflich mein gelehrter und liebenswürdiger College, Herr Pomjalowsky, im Journal des Ministeriums der Volksaufklärung vom Jahre 1871, Theil CLII. Abth. 3, Seite 33—60. Wir empfehlen Jedem, der sich für Ritschl interessirt, dringend die Lectüre dieses Aufsatzes.

Erst der italienische Epigraphiker Gaetano Marini (1742 bis 1815) brachte Gewissenhaftigkeit und Kritik in die Behandlung der Inschriften, und seit dieser Zeit ist die Epigraphik durch Männer wie Borghesi, Orelli, Kellermann, Mommsen und Henzen immer mehr zur Wissenschaft geworden.

Zur Ergänzung des von der Berliner Akademie der Wissenschaften entworfenen und seit lange in Ausführung begriffenen Corpus Inscriptionum Latinarum gab Ritschl das oben genannte Werk heraus, welches durch die umsichtige Kritik bei Unterscheidung des ächten und unächten, durch die Treue der lithographischen Abdrücke, endlich durch reichhaltige Indices seinem Urheber für alle Zeiten einen Namen unter den ersten Epigraphikern sichert, wie denn selbst Herr Mommsen, bekanntlich kein Freund Ritschl's, bei Gelegenheit des Streits über die Aechtheit der Nenniger Inschriften, Ritschl's Bedeutung in der Epigraphik ehrenvollste Anerkennung zu Theil werden liess.

Leider ist der von Ritschl in Aussicht gestellte commentarius grammaticus nie erschienen, doch ist auch so das Werk höchst wichtig für altlateinische Grammatik. Durch seine Uebungen pflanzte Ritschl die Methode der epigraphischen Disciplin bei dem jüngeren Geschlechte fort, und wie er selbst haben seine Schüler in ihren grammatischen Untersuchungen grossen Nutzen aus der Epigraphik gezogen.

Ich gehe jetzt zu einer Betrachtung von Ritschl's Leistungen für die lateinische Orthographie über.

Die vulgäre Orthographie, wie sie bis tief in dieses Jahrhundert hinein fast durchweg in den Ausgaben der römischen Autoren herrschend war, beruht im Wesentlichen auf den Druckwerken des 15. oder 16. Jahrhunderts, welche meist nach jungen, nachlässig geschriebenen Codices hergestellt waren. Als sich seit dem 17. Jahrhundert grösseres Interesse für Orthographie einstellte, auch die Collationen von Handschriften genauer wurden, äusserten die so gefundenen Resultate doch wenig oder keinen Einfluss auf die gangbaren Ausgaben der Klassiker. Zwar fehlte es seit dem Wiederaufblühen der klassischen Studien zu keiner Zeit an Männern, welche über die Fehlerhaftigkeit der vulgären Orthographie im Klaren waren, allein erst in unserm Jahrhundert, und zwar seit den letzten 30 Jahren, begann man ernstlich, zuerst in gelehrten Ausgaben, später auch in populären, dieselbe zu reformiren. In diesem Bestreben vereinten sich Ritschl und Lachmann. Beide stimmten überein in der Erkenntniss, dass die Zeugnisse der alten Grammatiker für die Herstellung einer verständigen Orthographie von grossem Werthe seien. Im Uebrigen aber differirten sie in der Weise, dass Lachmann hauptsächlich Gewicht legte auf die Zeugnisse der ältesten Handschriften (wobei er willkürlich einige auswählte, andere vernachlässigte), während Ritschl vornehmlich auf die zuverlässigsten Inschriften die Reform der Orthographie basiren wollte. Die Wahrheit liegt hier wirklich in der Mitte: wir können zu dem besagten Ziele weder der Handschriften noch der Inschriften entbehren. Wenn die Inschriften für die älteste Zeit des Latein (bis auf Cäsars und Ciceros Tod) wichtiger sind, weil uns für diese Epoche die Handschriften und die Zeugnisse der Grammatiker vielfach im Stich lassen, so sind die Handschriften, d. h. die ältesten und besten, (die ältesten steigen etwa bis ins 4. Jahrhundert hinauf)

desto wichtiger für die Orthographie seit der Kaiserzeit, schon weil sie einen weit reicheren und mannigfaltigern Sprachschatz bieten als die Inschriften (von denen noch dazu viele zweifelhaft), und ersichtlich meistentheils nach den orthographischen Grundsätzen tüchtiger Grammatiker abgefasst sind, (während die Inschriften sehr häufig von ungebildeten Verfassern herrühren). Das im späteren Alterthum herrschende System der lateinischen Orthographie beruht im Wesentlichen auf den Bemühungen der Gelehrten im 1. Jahrhundert n. Chr., und dieses System haben auch wir zu befolgen. Nur ist es räthlich, die so gewonnenen Resultate der Wissenschaft langsam, zunächst nur wo sie vollkommen sicher sind, in die Praxis des Schulgebrauchs überzuführen. Uebrigens stimmen die Zeugnisse der ältesten und besten Handschriften und der ächten und zugleich sorgfältig gemeisselten Inschriften meist genau überein.

Dass wir im Stande sind, die römische Orthographie fast bis zur Zeit des Cicero, Virgil und Horaz genau zu controliren, und sie von dem Stadium der grössten Blüthe des Latein bis zur Entartung der Sprache ohne Unterbrechung zu verfolgen, verleiht diesen Studien einen eigenthümlichen Reiz, dessen die Beschäftigung mit griechischer Orthographie entbehrt.

Unermüdlich in seinen Bestrebungen das Gebiet der lateinischen Grammatik zu bereichern und zu erweitern, lenkte Ritschl ferner wieder die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf die lateinischen Glossarien, deren Wichtigkeit für Erkenntniss des Latein, zumal des alten, gelegentlich auch für die Kritik der Texte schon frühere Philologen, z. B. Ruhnken geahnt hatten, die aber seit

dem 17. Jahrhundert ziemlich unbeachtet geblieben waren. Und doch giebt es kaum ein Gebiet der lateinischen Sprachforschung, wo soviel altes und treffliches handschriftliches Material zu Gebote stände als hier. Wie man mit Glossarien umgehen müsse, zeigte Ritschl in der mustergültigen kleinen Abhandlung über ein plautinisches Glossarium. Seit dieser Zeit haben Schüler von ihm mit Erfolg einzelne Gebiete der Glossographie behandelt, resp. einzelne werthvolle Glossarien bekannt gemacht und verwerthet. Was dringend zu wünschen bleibt, ist die Ausgabe eines „corpus glosarum Latinarum", gestützt auf die reichen Schätze der Pariser, Leydener, Römischer und anderer Bibliotheken, freilich ein Riesenwerk, dem die Kraft, vielleicht auch die Geduld eines einzelnen schwerlich gewachsen ist. Jedenfalls gehört dazu ein völlig reifer Gelehrter, der einerseits in der römischen Literatur gehörig bewandert ist, um wirkliche Beziehungen auf dieselbe von scheinbaren zu unterscheiden, andererseits der Aufgabe gewachsen ist, soweit dies möglich, die Reste wirklich vorklassischer Latinität von den häufig nur zu ähnlichen des vulgären oder provinzialen und des spätesten Latein abzusondern.

Auch auf die Reste der antiken Stenographie, die s. g. notae Tironianae, lenkte Ritschl zuerst wieder die Aufmerksamkeit der Philologen, indem er zugleich auf ihre Wichtigkeit in sprachlicher Hinsicht, zumal auch in Beziehung auf das vorklassische Latein hinwies. Es ist bekannt, dass einer seiner besten Schüler seit längerer Zeit unablässig an Sammlung und Neugestaltung der vielfach zerstreuten handschriftlichen Reste der notae Tironianae arbeitet.

Dass ferner Ritschl die lateinischen Grammatiker, Metriker und Scholiasten gebührend in Betracht zog und sehr häufig durch neue und feine Beobachtungen erläuterte und verwerthete, bedarf kaum der Erwähnung.

Auf Ritschl's Anregung hat einer seiner vortrefflichsten Schüler eine, jetzt beinahe abgeschlossene, Ausgabe der lateinischen Grammatiker und Metriker, die in letzter Instanz auf die Studien der Gelehrten des 1. Jahrhunderts vor Christus, und noch mehr des folgenden Jahrhunderts zurückgehen, unternommen, welche, wenn sie auch in Hinsicht der Kritik, die zu conservativ ist, manches zu wünschen lässt, durch die Fülle des kritischen Apparats, die Sorgfalt, den Fleiss und den Scharfsinn des Verfassers der Wissenschaft einen sehr grossen Dienst geleistet, und die Ausgabe von Putschius völlig antiquirt hat.

Einer so vielseitigen Quellenkunde entsprachen die gewonnenen Resultate, die theilweise der glänzendsten Art waren.

So ist z. B. die Beobachtung über die ursprüngliche und bei Plautus noch vorhandene Länge verschiedener Endsilben, die bei Ennius und den Daktylikern immer verkürzt werden, nachträglich durch die Resultate der sprachvergleichenden Grammatik bestätigt worden. Nur hätte man bei diesen Untersuchungen Ritschl's, wie bei andern, zuweilen strengere Scheidung der Zeiten und der Autoren, besonders der Sceniker und Daktyliker wünschen können (vgl. d. r. m. 324 fgd.). Auch Ritschl's Forschungen über den Vocalismus des alten Latein sind wohl allgemein recipirt. Vortrefflich ist von ihm in den epigraphischen Briefen und sonst, mit stetem Hinweis auf die Inschriften, dargelegt, wie ohne die Bemühungen der Sceniker seit Livius

und zumal der Daktyliker seit Ennius die lateinische Sprache nothwendig der formalen Entartung hätte anheimfallen müssen. In der That verdankt sie es theils den Dramatikern, besonders aber dem gewaltigen Beispiel und stets wachsenden Einfluss des Ennius, dass jener Process der lautlichen Versumpfung, der viel später in den romanischen Sprachen seinen Ausdruck fand, nicht schon lange vor Cicero eingetreten. — Es war dabei eine glückliche Fügung oder vielmehr historische Nothwendigkeit, dass die ältesten lateinischen Poeten auch zugleich Grammatiker waren.

Ferner sind eine Menge Wortformen, die früher unbekannt waren oder doch für einfache Schreibfehler galten, durch Ritschl's oder seiner Schüler Bemühungen theils als die allein richtigen, theils wenigstens als wohlberechtigte hingestellt worden, andererseits nicht wenige falsche, aber durch Tradition und Aberglauben geheiligte, ausgemerzt. Ebenso verdanken wir Ritschl neue Aufschlüsse über die mannigfachen Wandlungen der in das Latein recipirten graeca. Seine Untersuchungen über die orthographischen Neuerungen des Accius und des Lucilius Verhältniss zu diesen haben mir die erspriesslichsten Dienste bei Behandlung des neunten Buches der Lucilischen Satiren geleistet. Einen ausführlichen Bericht über die älteren Forschungen Ritschl's zur lateinischen Sprachgeschichte, aus der Feder eines seiner Schüler, findet man in den philologischen Jahrbüchern von 1857 und 58, S. 305—324, 177—213.

Natürlich kam die Mehrzahl der gewonnenen Resultate zunächst dem Plautus zu Gute oder ging doch aus von Plautus (bei dem, beiläufig gesagt, die archaischen Formen

des Latein meist sich treuer im codex vetus als in dem viel älteren Mailänder Palimpsest erhalten haben).

Viel Beifall, aber auch viel Widerspruch hat die von Ritschl in den geistvollen „Plautinischen Excursen“ (Leipzig 1869) versuchte Wiedereinführung des s. g. paragogischen „d“ als Zeichen des ablativus singularis, der Adverbien und Präpositionen auf a, o, u, e und der Imperative auf o erfahren. Ich gestehe, dass ich mich gegen diese Ansicht, so bestechend sie ist, sceptisch verhalte, da das schnelle Verschwinden des auslautenden d aus der Litteratur und den Inschriften durch phonetische Gründe, sowie das Bestreben, das Latein dem verwandten Griechisch thunlichst zu assimiliren sich so leicht und gefällig erklären lässt. Der confusen Annahme eines Ritschelianers von einem schriftlich verschwundenen, aber phonetisch nachwirkenden „d“ will ich ganz geschweigen. Freilich erledigen sich unbestreitbar durch Einführung des „d paragogicum“ sowie durch Wiederbelebung der alten Nominativendung der zweiten Declination auf is, (die jedenfalls aus inschriftlichen Zeugnissen weit grössere Probabilität für Plautus gewinnt), durch Herstellung des Genetivs und sogar Nominativs auf as in der ersten und durch andere Mittel eine Menge metrischer Schwierigkeiten im Plautus, zumal viele Hiatus; aber eben so sicher ist es, dass die zahllosen und argen Verderbnisse des Plautinischen Textes gar manchen Versuchen der Emendation einen scheinbaren Halt gewähren, die bei genauerer Prüfung sich als unwahrscheinlich oder doch sehr problematisch erweisen. Natürlich gilt dies ebenso für Hypothesen, die sich ausschliesslich auf die handschriftliche Ueberlieferung stützen (welche übrigens beiläufig

gesagt, dem „d paragogicum“ wenig oder gar keinen Anhalt gewährt). Lässt sich doch aus dem Plautus, wie Herr C. F. W. Müller bemerkt, sogar die Verlängerung der ersten Silbe in „homo“ durch eine stattliche Menge Beispiele demonstriren.

Wie in kritischer und in metrischer Hinsicht, wird sich auch in grammatischer der Text des Plautus nie zum Abschluss bringen lassen, und der Mann, der am meisten für Plautus geleistet, hat auch am klarsten, noch zuletzt in den plautinischen Excursen, die grossen Schwierigkeiten, die sich einer Reconstruction der Plautinischen Komödien entgegenstellen, dargelegt. Insofern aber, als Ritschl theils selbst Bewunderungswürdiges geleistet, theils Andern die Wege gezeigt hat, auf denen sie in der Erkenntniss des Plautus fortschreiten sollen, kann er mit Recht der „sospitator Plauti“ genannt werden.

Freilich wird grade auf dem Gebiet der archaischen Latinität der Spruch „dies diem docet“, den Ritschl bei seinen Plautinischen Studien so oft bestätigt gefunden und dessen Wahrheit er selbst freimüthig anerkannt hat, sein Recht behalten, und noch viele Zeit wird vergehen, ehe wir auf dem eben bezeichneten Felde zu relativer Sicherheit gelangen werden: denn zu absoluter zu dringen erscheint oft unmöglich.

Zu bedauern ist es, dass, angeregt durch Ritschl's grossartiges Beispiel, die Schriftstellerei der Philologen sich in ähnlicher Weise auf Plautus geworfen hat, als auf Lucretius seit der Ausgabe Lachmanns und in neuester Zeit auf Lucilius. Ritschl selbst beklagte dies. Dadurch ist die Literatur für Plautus fast unübersehbar und, grösstentheils, so ungeniessbar geworden, wie mit einer

Anzahl rühmlicher Ausnahmen, die gleich breite über die homerische Frage. Ich möchte rathen, einstweilen, wenigstens bis der vollständige kritische Apparat zu Plautus von Prof. Studemund sowie die neue Ausgabe des Nonius vorliegen, den Plautus in Ruhe zu lassen.

Bei dieser Gelegenheit bemerke ich, dass noch manches für Plautinische Grammatik und Metrik aus den spätlateinischen Autoren zu gewinnen ist. Denn das nachklassische Latein, zu welchem den Uebergang machte das plebejische Latein der Provinzialen und im 2. Jahrhundert n. Chr. die archaisirende Periode der Frontonianer, hat sehr viel Verwandtschaft mit dem vorklassischen. Es liegen aber die Autoren der letzten Periode der römischen Literatur bekanntlich sehr vernachlässigt, und ihr Gebiet ist noch fast gänzlich terra incognita. Eine gründliche Beschäftigung mit ihnen, für die soviel altes und treffliches handschriftliches Material vorhanden, würde der Philologie mehr nützen als das ewige Aufrühren von Fragen, deren auch nur annähernd richtige Beantwortung zur Zeit oftmals noch gar nicht möglich ist.

Bevor ich von Ritschl's Plautinischen Studien und dem was sich daran knüpfte, Abschied nehme, spreche ich den Wunsch aus, dass von einem einsichtigen Schüler des Verstorbenen seine Vorlesungen über lateinische Grammatik möglichst bald herausgegeben werden, ehe die guten Handschriften verschwinden oder gar literarischen Piraten in die Hände fallen. Nach allem was mir daraus bekannt ist, werden sie der Wissenschaft höchst förderlich sein.

Auch ausserhalb des Gebietes der archaischen Latinität hat sich Ritschl oft, und häufig mit Glück, noch

häufiger mit Geschick bewegt. Gleichwohl erkennt man leicht, wann er mit den augusteischen, und noch mehr, wann er mit den späteren Dichtern sich beschäftigt, dass er auf einem ihm minder vertrauten und minder sympathischen Gebiet operirt. Noch mehr gilt dies — beiläufig gesagt — für die meisten seiner Schüler. Ueberhaupt ist der Unterschied zwischen den frühern Dramatikern des alten Rom's und den daktylischen Dichtern so gross, dass es fast wie ein Wunder erscheint, wenn ein Kritiker beide Gebiete mit gleicher Gewandtheit beherrscht. Bei jenen fängt man am besten mit der socratischen professio ignorantiae an. Die Gesetze der Daktyliker hingegen sind seit Virgil, Horaz, Ovid, zum mindesten was die Metrik und Grammatik betrifft, im ganzen so gesichert, wie nur irgend ein Theil der exacten Wissenschaften. Man ersieht dies recht deutlich, wenn man Ritschl's prolegomena zum Trinummus mit Lachmann's Commentar zu Lucrez vergleicht. — In diesem sind die meisten grammatischen und metrischen Beobachtungen so zweifellos, dass sie fast unverändert von späteren Grammatikern und Metrikern recipirt werden konnten. Ritschl's prolegomena enthalten auch genug des Positiven, aber nicht minder viel, was hauptsächlich deshalb wichtig ist, weil es den Anlass gab zu neuen, ergänzenden, berichtigenden, widerlegenden Untersuchungen.

Im übrigen hatte er für Sprachen einen weitschauenden Blick und ein lebendiges Interesse. Als ihn amtliche Beziehungen mit Russland vereinten, bedauerte er mir gegenüber, dass ihn seine vorgerückten Jahre am Erlernen der russischen Sprache hinderten, und vorher, als ich nach Petersburg berufen wurde, rieth er mir dringend, das

Russische eifrig zu studiren, indem er hinzufügte, dass man mit jeder neuen Sprache zugleich einen neuen Ideenkreis gewinne.

Bedarf es noch der Erwähnung, dass ein solcher Mann, auch wo er sich mit Fragen der realen Philologie beschäftigte, meist mit Glück oder Geschick operirte? Die Bedingungen zu erfolgreicher Forschung auf dem Gebiet der realen Philologie sind doch ganz dieselben wie auf dem der formalen: scharf logisches Denken, genaue Sprachkenntniss, gründliches Studium und methodische Klassifikation der Quellen, endlich die induktive Methode, die nicht aus vorgefassten Meinungen ein ganzes System construirt, sondern durch genaue Feststellung der einzelnen Probleme allmälig ein harmonisches Bild der Gesammtheit einer Disciplin oder eines bestimmten Theiles derselben zu erlangen strebt.

Dass Ritschl auch gelegentlich Fragen der Archäologie bearbeitete, ward schon oben erwähnt. Bekannt ist sein Ausspruch: sine philologiae luce caecutire archaeologiam, d. h. dass ohne genaues, von gründlicher Sprachkenntniss unterstütztes Studium der alten Schriftsteller alle Forschungen über die Kunst der Alten eitel seien. Man weiss, um nur ein Beispiel, aber ein glänzendes, für die Wahrheit jenes dictum anzuführen, welchen Antheil an der Reconstruction des einen Parthenon-Giebels, die wir dem ingenium eines berühmten Archaeologen dieser Stadt verdanken, die philologisch mustergültige Behandlung einiger Verse aus dem sechsten Buch von Ovid's Metamorphosen hat.

Ritschl's Arbeiten sind theils deutsch abgefasst, theils lateinisch, und er behandelte beide Sprachen mit gleicher Sicherheit und Eleganz. Leider kann man dies nicht von

allen seinen Schülern sagen. Ueberhaupt hat die Kunst des lateinischen Stiles während des letzten Jahrzehnts in Deutschland sehr bedauernswerthe Rückschritte gemacht, hauptsächlich wohl durch Schuld der Berliner, einseitig auf Römische Inschriften und Alterthümer gerichteten Schule, und habe ich oft darüber Klagen einsichtiger Pädagogen gehört, die mit Recht von dieser Nachlässigkeit Schaden für die Jugendbildung befürchteten.

Beinah lächerlich fürchtete ich zu scheinen, den augenblicklichen Stimmführern gegenüber, durch Empfehlung einer, natürlich verständigen und massvollen, Wiederaufnahme der gegenwärtig fast überall auf den Gymnasien darniederliegenden Lateinischen Versification, die dem künftigen Latinisten fast unerlässlich, allen Schülern aber zum leichteren und tieferen Verständniss antiker Sprache und Poesie recht fördersam ist, wenn ich nicht in einer Biographie Ritschl's diesen Rath ertheilte. Nun aber kann ich mich auf seine gewichtige Autorität berufen (op. philol. II, 677, 8).

Bevor ich mich zu Ritschl's pädagogischer Thätigkeit wende, gedenke ich noch seiner Verdienste als Herausgeber des Rheinischen Museum für Philologie, das er seit 1842 mit Welcker, gelegentlich im Verbande mit einzelnen Schülern, redigirte. Sein besonderes Augenmerk hierbei war, wie er mir sagte, gerichtet auf möglichste Mannigfaltigkeit des Inhalts, hinsichtlich dessen er den Vers citirte: wer Vieles bringt, wird Manchem etwas bringen. Deshalb wurde auch solchen Ansichten, die Ritschl persönlich nicht sympathisch waren, in liberaler Weise Spielraum gewährt. Dass übrigens auf möglichste Gediegenheit gesehen wurde, braucht nicht bemerkt zu werden: nur versteht es

sich, dass Zeitschriften nicht so streng in der Wahl des dargebotenen Stoffes sein können, als der einzelne Gelehrte sein muss, wenn er seine zerstreuten Schriften sammelt. Jenen beiden Tugenden nun verdankt es das Rheinische Museum, dass es bis zur Stunde als das erste philologische Journal Deutschlands dasteht.

Ich schliesse hiermit die Betrachtungen über Ritschl's wissenschaftliche Arbeiten und wende mich zu dem letzten Theil meiner Aufgabe, der Schilderung seiner pädagogischen Thätigkeit.*)

Um eine Schule zu gründen sind zwei Dinge nöthig, bedeutende, allgemein anerkannte wissenschaftliche Leistungen — da nur diese die nöthige Autorität gegenüber dem häufig sehr früh hervortretenden Scepticismus der Studenten zu verschaffen im Stande sind — und pädagogisches Talent. Wir haben gesehen, dass die erste Bedingung bei Ritschl reichlich erfüllt war; betrachten wir jetzt, wie es mit der zweiten stand.

Zunächst ist an Ritschl hervorzuheben eine ausgezeichnete Gabe des mündlichen Vortrags. Seine Vorlesungen waren klar ohne trivial, interessant ohne oberflächlich, belehrend ohne langweilig zu sein. In Bezug

*) Ritschl's pädagogische Methode ist oft genug von Freunden und Feinden besprochen worden. Als die oben erwähnten Streitigkeiten zwischen ihm und Jahn sich abspielten, erschienen mehrere Brochuren, welche die Lehrthätigkeit der beiden Gegner im Interesse des Einen oder des Anderen kritisirten, nämlich von W. Brambach: „Das Ende der Bonner Philologenschule“ und „Friedrich Ritschl und die Philologie in Bonn“ und zwischen beiden von einem Anonymus „Das philologische Studium in Bonn“. Ich folge durchweg meinen eigenen Informationen und Anschauungen.

auf Citate hielt er eine verständige Mitte zwischen dem Unwesen holländischer Philologen heutiger Zeit, die fast nie citiren, und dem Unwesen vieler deutscher Philologen jeder Zeit, die durch eine Sündfluth von Citaten das beste Collegium ungeniessbar zu machen verstehen.

Es versteht sich von selbst, dass bei Ritschl's Collegien die Probleme der formalen Philologie ausführlicher behandelt wurden als die der realen. Mit besonderer Vorliebe verweilte er ferner bei der Erklärung oder Verbesserung schwieriger oder verderbter Stellen.

Was den Inhalt seiner Vorlesungen betrifft, so hätte man vielleicht eine grössere Mannigfaltigkeit wünschen können. Besonders scheint es mir zu bedauern, dass er niemals (oder doch fast nie) die Geschichte der römischen Literatur gelesen hat, von der er gewiss ein lebensvolles, an neuen Anschauungen reiches Bild den Zuhörern entworfen haben würde. Theils Rücksicht auf seine Collegen, theils Ueberhäufung mit Arbeiten scheint ihn veranlasst zu haben, die Zahl seiner Lectionen zu beschränken. Seine Vorlesungen während der Blüthezeit in Bonn und seit seiner Uebersiedelung nach Leipzig umfassten hauptsächlich Encyclopädie der Philologie, lateinische Grammatik, Metrik der Griechen und Römer, Interpretation des Plautus, Aeschylus, Aristophanes, Dionysius von Halikarnass.

Wenn Ritschl's Vorträge wegen der oben geschilderten Vorzüge eine zahlreiche Zuhörerschaft anzogen, zuweilen über 200, so entfaltete sich doch sein pädagogisches Talent noch glänzender in seinem Seminar, sowie in den Uebungen, die er privatissime mit lernbegierigen Studenten hielt.

Die Einrichtung der philologischen Seminare in Deutsch-

land ist folgende. Meist leiten zwei Directoren ein Seminar, einer die Uebungen im Griechischen, ein anderer die im Lateinischen. Die Arbeiten der, meist in vorgerückten Semestern befindlichen, Mitglieder bestehen theils in der Interpretation eines Autors, welchen der Leiter des Seminars bestimmt, theils in Disputationen über schwierige oder verderbte Stellen der verschiedensten Autoren, theils in schriftlichen Arbeiten, die sich meist mit grammatischen, metrischen, kritischen Fragen, seltener mit literarhistorischen, am seltensten mit Realien befassen. Diese werden dann von einem sogenannten Opponenten recensirt unter Leitung des Professors. Die Wahl des Stoffes der Disputationen und der schriftlichen Arbeiten ist meist dem Belieben der Studirenden anheim gestellt. Die Sprache bei allen diesen Uebungen war früher durchweg lateinisch. Leider hat in neuester Zeit dies mehrfach dem Deutschen weichen müssen. Auch in Ritschl's Seminar wurde auffälligerweise öfters deutsch disputirt. Die Bemerkungen des Professors sind theils sachlichen, theils stilistischen Inhalts. Dass ein Mann wie Ritschl grade auch der stilistischen Seite gebührende Aufmerksamkeit zuwandte, braucht kaum bemerkt zu werden.

Was nun weiter den Inhalt der Uebungen betrifft, die Ritschl mit den Studirenden anstellte, so hat derselbe allerdings keine neue kritische Methode für die Behandlung von Fragen der formalen Philologie erfunden, wie schon oben auseinandergesetzt. Dagegen hat er der philologischen Thätigkeit manche neue Gebiete erschlossen, auf welchen dann auch seine Schüler sich mit besonderem Eifer bewegt haben. Für die Versuche der Emendation von Texten war es freilich kein Vortheil, dass Ritschl's kritische Thätigkeit von Plautus ausging, da der heillos

verderbte Plautinische Text oft Gewaltsamkeiten der Kritik rechtfertigt oder doch entschuldigt, die bei andern weit weniger verderbten Autoren, z. B. Virgil oder Horaz oder Juvenal, nicht zu dulden sind. Um so wohlthätiger war Ritschl's Einfluss in Bezug auf die methodische Feststellung von Verderbnissen, sowie auf Exegese, grammatische, metrische und literarhistorische Untersuchungen. Mit Recht rühmt desshalb der Verfasser der Schrift „Das philologische Studium in Bonn", obwohl er mehr auf Jahn's Seite steht, die eminente pädagogische Befähigung, die wunderbare Lehrgabe Ritschl's, durch die es ihm gelang, die allgemeinen Gesetze gesunden Denkens in der Anwendung auf grammatische und kritische Fragen den philologischen Anfängern deutlich zu machen, durch unerbittliche Strenge gegen jede Halbheit im Denken und Forschen Fleiss und Scharfsinn anzustacheln und den Studenten zu zwingen jeder Frage auf den Grund zu gehen und nicht eher zu ruhen als bis jeder lösbare Zweifel gelöst war. Denn Ritschl's Grundsatz und Lieblingsspruch war der Vers des römischen Dichters: „nil tam difficile est, quin quaerendo investigari possiet". Die Schärfe des Urtheils, die Herrschaft über die Sprache, die Lebendigkeit des Geistes, ferner die Gabe auf die Gedanken eines Anderen einzugehen, sie zur Klarheit zu bringen und auf den richtigen Weg zu leiten, zogen immer von Neuem strebsame Philologen, ja selbst gelegentlich Studirende anderer Facultäten, zu Ritschl's seminaristischen Uebungen hin. Seine Methode bei Behandlung wissenschaftlicher Fragen war, wie einer seiner Schüler vortrefflich bemerkt, im Wesentlichen dieselbe, wie wir sie bei den feinsten Denkern des Alterthums, Aristoteles, Plato, Horatius finden.

Natürlich kann auch die beste Methode nur bei talentvollen Schülern Früchte tragen, ebenso wie die Kenntniss aller Gesetze der Logik unfruchtbar bleibt, wenn der Kopf nicht zum logischen Denken befähigt ist. Nun besass aber Ritschl die Gabe, mochte auch zuweilen ein Irrthum unterlaufen, bei seinen Schülern die besonderen Talente und Neigungen jedes Einzelnen zu entdecken und anzuregen, Jeden auf ein für ihn besonders geeignetes Feld wissenschaftlicher Thätigkeit hinzuführen, die Trägen anzuspornen. Zur Förderung dieses Zweckes dienten ihm auch die Preisaufgaben, welche nach dem usus der preussischen Universitäten in Bonn jährlich gestellt wurden. Durch solche ist z. B. von ihm angeregt die gründliche Untersuchung der Fragmente der XII Tafeln und des Ennius, die kritische Behandlung der Rheinischen Inschriften, der Prologe des Terenz und Plautus, der grammatischen Arbeiten des Kaisers Claudius und manches andere.

Begreiflich überwog bei allen diesen Uebungen das Lateinische, und Ritschl's Einfluss zeigte sich am vortheilhaftesten auf den Gebieten, die ihm besonders eigen waren. Doch boten die eben geschilderten Vorzüge seiner pädagogischen Methode jüngern Philologen die Möglichkeit auch in anderen Theilen der Wissenschaft mit Glück zu arbeiten. Auch zählt Ritschl unter seinen Schülern manchen tüchtigen Grächsten. Selbst unter den Sprachvergleichern sind Schleicher und Curtius von Ritschl's Schule ausgegangen. Endlich haben sich mehrere Ritschelianer erfolgreich mit Fragen der realen Philologie beschäftigt. Dass gleichwohl sich seine Schüler meist am glücklichsten auf den von Ritschl selbst cultivirten oder ihnen von Ritschl angewiesenen Gebieten bewegten, erklärt sich leicht

daraus, dass überhaupt die menschliche Natur, wenn man von einzelnen Ausnahmen absieht, am sichersten dann arbeitet, wenn die ihr zufallende Arbeit genau begrenzt ist. Darum lässt es sich auch begreifen, dass bei manchen derselben die ersten Arbeiten, wo ihnen Ritschl noch selbst die Hand führte, die besten sind. Andererseits ist es nicht zu verwundern, dass zuweilen Entdeckungen Ritschl's, z. B. die symmetrische Responsion in manchen Dialogpartieen des antiken Dramas, indem man sie ungeschickt anderweit anwendete, in Misskredit kamen und übel statt gut wirkten.

Schliesslich bedarf es kaum der Erwähnung, dass Ritschl gebührend bedacht war, seine Schüler auch mit den äusseren Kunstgriffen der Kritik, den Gesetzen der Palaeographie in Handschriften und Inschriften bekannt zu machen, wie er auch seine weitreichenden Verbindungen gern benutzte, um jungen Philologen das zu ihren Arbeiten erforderliche handschriftliche und inschriftliche Material zu beschaffen.

Man hat Ritschl vorgeworfen, dass er das Studium seiner Schüler auf einen verhältnissmässig sehr engen Kreis von Schriftwerken des Alterthums concentrirt habe, dass dadurch ihr Gesichtskreis eng geworden sei, und dass überhaupt die wenigsten derselben sich durch umfangreiche Kenntniss der klassischen Literatur ausgezeichnet. Diese Vorwürfe sind in Bezug auf die Mehrzahl richtig; doch trifft dabei Ritschl nur in soweit Schuld, als er wohl den Kreis seiner Vorlesungen mehr hätte ausdehnen können. Für die Interpretation im Seminar kann selbstverständlich in jedem Kurse nur ein, an Umfang beschränktes, Werk in Betracht kommen, falls dieselbe Frucht bringen soll. In

Bezug auf jene hat volle Wahrheit der Spruch des jüngeren Plinius, man müsse multum, nicht multa lesen. Dagegen für die Disputationen und die schriftlichen Arbeiten der Studenten stand die Wahl des Stoffes in jedes Einzelnen Belieben. Wenn nun, wie unleugbar der Fall ist, viele Schüler Ritschl's ungenügende Belesenheit in den klassischen Autoren oder geringe Kenntnisse in den Realien gezeigt haben, so liegt dies lediglich daran, dass sie theils auf der Universität, besonders in den ersten Semestern, wo sie noch nicht an Ritschl's Seminar participirten, theils später, als sie die Universität verlassen, ihre Kenntnisse nicht in wünschenswerther Weise ergänzt haben.

Gewichtiger ist ein anderer Vorwurf, des Inhalts, dass in Ritschl's Schule die jungen Leute zu früh zur Produktion angeregt seien, dass sie, statt die gesicherten Resultate anerkannter Gelehrten in sich aufzunehmen, zu rasch darauf erpicht gewesen seien, selbst Neues zu finden, dass sie oft in sehr jungen Jahren sich auf die Bearbeitung eines Autors oder gar, wenn dieser zu umfangreich, eines Buches concentrirt hätten, ohne sich weiter viel um die übrige Philologie zu kümmern, und so nothwendigerweise einseitig und beschränkt geworden seien. Dass dies nicht selten der Fall gewesen, lässt sich unmöglich leugnen. Allein ich glaube, dass man das Urtheil meines Collegen Pomjalowsky unterschreiben muss, der S. 59 seines oben in der Anmerkung citirten Aufsatzes Ritschl nur in soweit Schuld giebt, dass er meint, dieser sei nicht immer vorschnellen oder einseitigen Produktionen mit der nöthigen Energie entgegengetreten.

Dieser Tadel gilt besonders für die 6 Bände „acta societatis philologae Lipsiensis“, in denen Ritschl von

1871—76, wie vor ihm öfters Leipziger Professoren, zuletzt Curtius, Abhandlungen jüngerer Männer herausgab, die er zu einer philologischen Gesellschaft vereinigt hatte. Wenn dies Unternehmen einerseits ein Zeugniss ablegt von Ritschl's regem Interesse für seine Schüler und der mächtigen Wirkung, die er auch in vorgerückten Jahren auf die Jugend ausübte, so halte ich andererseits solche Sammelwerke, wie sie jetzt in Deutschland beliebt sind, für höchst bedenklich, oder vielmehr verfehlt. Mag auch den Professor, der das Ganze leitet, immer der aufrichtigste Wunsch, die Wissenschaft ernstlich zu fördern, alles Mangelhafte auszuscheiden, beseelen, so ist es doch für einen Einzelnen bei dem heutigen so grossen Umfang der Philologie und bei der Ueberhäufung mit Geschäften, unter der die deutschen Professoren leiden, gar nicht möglich, überall die vorschnellen oder mittelmässigen Arbeiten immer gebührend zurückzuweisen, ganz abgesehen davon, dass überhaupt Werke von dauerndem Werthe sich nicht durch fremde Anregung oder günstige Gelegenheit zum Druck hervorzaubern lassen, sondern nur aus dem eigenen, unmittelbaren Drange bevorzugter Naturen hervorgehen. Oft erweckt es auch ein schädliches Selbstvertrauen bei jungen Leuten, wenn sie unter der Aegide eines berühmten Gelehrten zuerst dem Publikum vorgeführt werden. Sie meinen, sie wären schon etwas, während sie doch noch nichts sind, und massen sich Urtheile über anerkannte Gelehrte an, von denen sie lediglich zu lernen haben. Der wirkliche Ruhm ist eine Pflanze, die sehr langsam gedeiht, und man erreicht ihn nur durch viele Mühen und Opfer, gemäss dem alten Spruch: eruditionis radices amarae, fructus dulces. Ritschl selbst ist erst nach

seinem 40. Jahre berühmt geworden. Der eben über Sammelwerke dieser Art ausgesprochene Tadel gilt auch für Ritschl's acta. Dass dieselben vieles Gutes, einiges Vortreffliche enthalten, wird bei Ritschl's eminentem pädagogischem Takt und Einfluss auf die Jugend nicht wunderbar scheinen; aber ebenso wenig mangelt es an halbreifen oder mittelmässigen, ja ganz verfehlten Arbeiten. Das Gute in den acta würde auch ausserhalb derselben sein Publikum gefunden haben. Ritschl selbst aber würde ohne die Herausgabe der acta viel Zeit übrig gehabt haben, und er hätte die Gelegenheit gefunden, den 3. und 4. Band seiner opuscula, bereichert mit zeitgemässen Zuthaten, herauszugeben, die nun in Zeitschriften und Programmen zerstreut liegen. Dafür würde ihm die Wissenschaft viel dankbarer sein als für die acta.

Noch möchte ich auf eine Eigenheit der Schule Ritschl's aufmerksam machen, die nicht ganz ohne Ritschl's Schuld entstanden, ich meine ihre Vorliebe für Behandlung von Fragmenten. Dass Ritschl zu dieser gern ermunterte, erklärt sich freilich leicht, da seine Studien ihren Mittelpunkt hatten in der vorklassischen Latinität, die ausser den Comödien des Plautus und Terenz fast nur einen grossen Trümmerhaufen bildet. Auch ist die Neugestaltung von Fragmenten sehr verführerisch für junge Gelehrte, insofern jene meist ein weit umfangreicheres Feld für geistreiche oder bestechende Combinationen bieten als vollständig erhaltene Werke, selbst abgesehen dass sie meist weniger durchackert sind als diese. Aber nirgend hat man sich auch mehr zu hüten vor Spitzfindigkeiten und Hariolationen, vor gewagten Conjecturen und Willkürlichkeiten, vor Vernachlässigung

der metrischen und prosodischen Observanzen, als bei der Bearbeitung von Fragmenten, so dass ich diese unbedingt für die schwierigste Aufgabe des philologischen Kritikers halte, welcher nur der gewachsen ist, der längere Zeit vollständige Werke des Alterthums mit Erfolg behandelt hat. Dass sie ihre kritische Thätigkeit mit der Recension von Fragmenten begonnen haben, ist bei einzelnen Schülern Ritschl's von bedeutsamen, keineswegs erfreulichen Folgen gewesen.

Ich gehe jetzt zu einer Exposition über, die zwar auch auf manche Schüler Ritschl's Bezug nimmt, aber eine ganz allgemeine, so zu sagen von Zeit und Raum abgelöste Bedeutung hat.

Wie ein Römer vor Cicero sagte, er habe manchen Beredten, aber keinen Redner gesehen, so kann man behaupten, dass jedes Zeitalter, welches die Studien der formalen Philologie pflegt, ziemlich viele glückliche Conjectoren, aber sehr wenige Kritiker erzeugt. Woher kommt dies? Aus dem einfachen Grunde, dass es unvergleichlich schwerer ist, ein literarisches Product, und wäre es klein und geringfügig, in mustergiltiger Gestalt herauszugeben, als für irgend einen beliebigen Text eine Anzahl guter, selbst vorzüglicher Besserungen zu finden. Wer dies vermag, hat eine kritische Ader, aber er ist noch lange kein Kritiker. Nur wer einheitliche, künstlerisch abgerundete Leistungen auf dem Gebiete der Kritik hinter sich hat, kann auf diesen Ehrentitel Anspruch machen. Solche aber sind nur dann vorhanden, wenn wir das, mitunter vielleicht nur in Trümmern vorliegende, in allen Fällen entstellte Werk eines Autors mit gleichmässiger Berücksichtigung aller hinsichtlich der ur-

sprünglichen Gestalt des Textes in Betracht kommenden Fragen erfolgreich reconstruiren.

Warum ist nun dies so viel schwerer als die Auffindung einiger Dutzend guter Besserungen für einen verderbten Text? Nicht blos durch den grösseren Umfang der Aufgabe, sondern weil zu ihrer glücklichen Vollendung vielfach Bedingungen erforderlich sind, die wir gar nicht immer in unserer Gewalt haben. Bekanntlich ist die Divination keineswegs blos etwas mechanisches; — denn wer alle Regeln der Kritik und Palaeographie inne hat, wird dadurch noch lange nicht in den Stand gesetzt, auch nur eine einzige gute Conjectur oder Combination zu machen. Es genügt aber für jene auch keineswegs scharfer, durchdringender Verstand. Nur wo diese, übrigens höchst schätzenswerthe, Eigenschaft, deren Aufgabe zunächst nur der erste Schritt zur Wahrheit, die Erkenntniss des Falschen, ist, mit einer, wo nicht producirenden, wenigstens reproducirenden Erfindungsgabe sich paart, feiert die divinatorische Kritik ihre wahren Triumphe. Denn es ist die Aufgabe des Kritikers, in die, wie immer gestaltete, geistige Natur des behandelten Autors, dessen Werk aber — und darin liegt eben die grösste Schwierigkeit — nie in reiner, sondern stets in mehr oder weniger getrübter Gestalt vorliegt, sich so zu vertiefen, dass zeitweilig sich sein ingenium mit dem seines Autors deckt. Dazu ist natürlich das erste Erforderniss, dass man das Werk, welchem man sich zugewendet, vollkommen kennt, womöglich im Gedächtniss hat, aber keineswegs das einzige. Die gründlichste Kenntniss dieses Werkes, wie der verwandten, ist doch nur die äusserliche Bedingung sine qua non für den Kritiker, es treten Anforderungen an

ihn heran, die durch alle Gelehrsamkeit, als solche, nicht erfüllt werden können.

Man darf deshalb die Kritik beinah als die Fertigkeit bezeichnen, in der sich Poesie und Wissenschaft, zwei übrigens so verschiedene Phänomene des menschlichen Geistes, amalgamiren.

Nun aber steht die divinatorische Kritik auch dem am reichsten Begabten nicht immer in gleicher Weise zu Gebot. Sie ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein zu ätherisches Wesen, als dass sie nicht von den Zufälligkeiten des Dunstkreises, in dem wir leben, afficirt werden sollte. Am glücklichsten geht sie von statten, wenn sie unabsichtlich kommt. Selbst der begabteste Kritiker wird meist wenig reussiren, wenn er an ein Werk mit der Absicht tritt, es durch Conjecturen zu verbessern. Es bedarf ferner zur glücklichen Reconstruction eines Schriftwerkes, d. h. um sich ganz in ein fremdes ingenium hineinzudenken, nicht blos der geeigneten Begabung, sondern ebenso sehr der geeigneten Stimmung, die nur dann zu entstehen pflegt, wenn zugleich Körper und Geist sich wohl befinden. Diese Stimmung aber kann sich Niemand geben; sie hängt von zu vielen Zufälligkeiten ab. Auch treten in der empfindsamen und reizbaren Natur des ächten Kritikers leichter Störungen ein als bei andern Sterblichen.

Nach dem Gesagten ergibt sich von selbst, weshalb einheitliche kritische Leistungen selbst der grössten Ingenien immer manches zu wünschen lassen. Auch wenn ihnen die zur Vollendung ihres Werkes nothwendige Zeit genügend zugemessen war (was, beiläufig gesagt, bei Bentley's Horaz und Terenz nicht der Fall war): die zu eben dem-

selben erforderliche Stimmung sich immer zu geben liegt nicht in ihrer Macht. Bei zeitweiligem Erschlaffen der Spannkraft begegnen ihnen gelegentlich sogar Versehen, wie sie selbst einem Duodezkritiker kaum passiren. Bedenkt man ausserdem, dass jeder Autor, auch der nüchternste, correcteste und gleichmässigste Prosaiker, gelegentlich in sprachlicher, logischer und sachlicher Hinsicht unerwartete, ja unberechenbare Sprünge macht (da der menschliche Geist kein Uhrwerk ist, das, wenn aufgezogen, ruhig bis zum Ende fortläuft), dass ferner schon wegen der mangelhaften Ueberlieferung in jedem Schriftwerk des Alterthums stets eine Anzahl Stellen zurückbleiben werden, für die eine definitive Herstellung des Originals nicht wohl möglich ist, weil die vorliegenden Schäden entweder gar nicht oder auf verschiedene Weise beseitigt werden können, so wird sich Niemand wundern, dass selbst die vollendetsten Leistungen der divinatorischen Kritik, z. B. der Bentley'sche Horaz oder der, wenn auch erheblich niedriger stehende, Lachmann'sche Lucrez, vielen Widerspruch zu erwecken im Stande sind. Jemehr man jedoch solche Werke studirt, desto gründlicher wird man sich überzeugen, dass es leicht ist, an ihnen zu tadeln, aber meist schwer, sehr schwer, etwas besser zu machen. Nur die Unreife oder die Eitelkeit wird sich deshalb beeilen, wenn einmal, was selten genug geschieht, ein Meisterwerk der divinatorischen Kritik erscheint, an einer solchen Leistung den eigenen Scharfsinn zu documentiren. Der echte Kritiker wird in seinem wie der Wissenschaft Interesse es vorziehen, durch ein Lustrum oder noch länger stillschweigend zu bewundern und zu geniessen.

Nur der Unverstand kann von einer kritischen Ausgabe verlangen, dass sie überall das Richtige gebe, d. h. mit dem Archetypus des bezüglichen Schriftwerkes durchweg congruire: sie ist vielmehr mustergültig, wenn sie nirgend etwas bietet, was nachweislich für den behandelten Autor aus sprachlichen, metrischen, logischen, ästhetischen oder stofflichen Gründen unmöglich ist. Und da auch dies bei der menschlichen Schwäche nicht vollkommen zu erreichen, so steht der Kritiker am höchsten, der am wenigsten gegen diese Anforderungen verstösst.

Wenn ich übrigens nach meinen eigenen Erfahrungen urtheilen darf, so ist am leichtesten die Kritik umfangreicher und zugleich ganz oder doch beinahe vollständig erhaltener Schriftwerke; schwerer die kleiner oder doch nur in zersplitterten, wenn auch umfänglichen Bruchtheilen vorliegender; am schwersten jene räumlich unbedeutender Fragmente, mögen sie auch noch so zahlreich sein.

Uebrigens scheint es, als ob die Neigung und der Eifer für blos kritische Ausgaben allmählig sich stark vermindere. Dass die Erwägung der eben dargestellten Schwierigkeiten den Grund zu dieser Erscheinung böte, ist freilich zu bezweifeln: eher darf man annehmen, dass man der in unserm Jahrhundert häufig mehr als billig vernachlässigten Exegese wieder grössere Aufmerksamkeit zuwendet.

Doch ich kehre zum Thema zurück!

Was die von mir früher aufgestellte Forderung betrifft, es solle der philologische Professor hauptsächlich seine Collegien dem Bedürfniss der künftigen Gymnasiallehrer anpassen, so hat Ritschl dieser, wie wir gesehen haben und auch Professor Pomjalowsky S. 59, 60 anerkennt, nicht entsprochen. Doch ist der Vorwurf unbegründet, dass er nur Gelehrte ausgebildet, nicht Lehrer

für Gymnasien. Schon der Umstand, dass anerkannte Pädagogen Deutschlands mit Vorliebe Schüler Ritschl's zu Lehrern an ihren Gymnasien suchten, könnte jene Ansicht widerlegen. Aber auch der Theorie nach ist sie nicht begründet. Denn, wie Professor Pomjalowsky vortrefflich sagt, Ritschl zeigte bei seiner Erklärung der alten Autoren und seiner Beschäftigung mit den Seminaristen sich als einen solchen Meister in der Interpretation und Pädagogik, dass die künftigen Gymnasiallehrer sich eigentlich nur seine Kunst eigen zu machen hatten, um später in ihrem Amte die Autoren des Alterthums zweckdienlich und erfolgreich mit ihren Schülern behandeln zu können. Und dies ist doch die Hauptaufgabe eines jeden Lehrers der klassischen Sprachen auf Gymnasien. So ist es denn nicht zu verwundern, wenn unter Ritschl's Schülern neben einer Menge Universitätsprofessoren eine ansehnliche Anzahl tüchtiger Lehrer und Directoren von Gymnasien figurirt. Auch haben sich manche durch gediegene Schulbücher einen Namen gemacht.

Als ein schönes Denkmal der Pietät seiner Schüler, das ebenso seiner wissenschaftlichen und pädagogischen Bedeutung als seiner Persönlichkeit galt, erwähne ich schliesslich hier die umfangreiche »symbola philologorum Bonnensium«, eine Sammlung philologischer Arbeiten verschiedensten Stoffes, die zur Feier seiner 25 jährigen Lehrthätigkeit in Bonn 1864 begonnen und 1867 zum Abschluss gebracht worden ist.

Es lässt sich nicht verkennen, dass der blühendste Theil von Ritschl's pädagogischem Wirken in die Zeit seiner Bonner Professur fällt, dass dasjenige, was die Philologen bald lobend, bald tadelnd als »Schule Ritschl's«

bezeichneten, sich am eigenartigsten und schärfsten bei den Schülern der Bonner Periode ausprägte. In Leipzig floss der Strom seiner Schüler zeitweilig noch breiter, aber auch flacher, ausserdem nicht selten getrübt durch fremdartige Einflüsse.

Aus der Bonner Zeit stammt auch, um dies beiläufig zu sagen, sein Verdienst um Heranbildung tüchtiger, mit Sachkenntniss und Liebe zum Beruf erfüllter Bibliothekare, wozu ihm seine Stellung als Vorsteher der Bonner Universitätsbibliothek Anlass gab. Seitdem hat sich, hauptsächlich durch die unablässigen Bemühungen eines seiner gediegensten Schüler, immer mehr in Deutschland die Ueberzeugung Bahn gebrochen, dass die Kenntniss des bibliothekarischen Berufes nicht möglich sei ohne genaues Studium der Bibliographie und der zahllosen praktischen Handgriffe, welche die Verwaltung und Verwerthung so umfangreicher und wichtiger Institute, wie die Universitäts-Bibliotheken sind, erfordert, mit anderen Worten, dass nur solche zu Bibliothekaren geeignet sind, die sich speciell zu diesem Amte vorbereitet haben, dass ferner die oberste Leitung jener Anstalten immer eine ganze Kraft erfordert, sie also nicht als Appendix anderer Aemter oder gar als Sinecure vergeben werden darf. Entsprechend dieser richtigern Erkenntniss hat man dann auch die Besoldung und die ganze äussere Stellung der Bibliothekare erheblich verbessert, da früher die meisten dieser Herren bei sehr knappem Gehalt und theilweise mit ziemlich wunderlichen Titulaturen ein precäres Dasein fristeten.

Am Schluss dieser Schrift gedenke ich noch der näheren Beziehungen, in die Ritschl während der letzten Jahre seines Lebens zu Russland trat.

Im Jahre 1873 fasste das K. Ministerium der Volksaufklärung, zur thunlichsten Beseitigung des Mangels an Lehrern der klassischen Sprachen in Russland (zu welchem Zwecke bekanntlich seit 10 Jahren das historisch-philologische Institut in Petersburg und seit 2 Jahren das in Nesjhin wirken) den Plan, in Leipzig ein Seminar zu errichten, in welchem sich Studirende, besonders slavischer Nationalität, zu russischen Gymnasiallehrern ausbilden könnten. Zu diesem Zwecke trat der wirkliche Staatsrath A. I. Georgiewsky mit Ritschl während des Sommers 1873 in Verbindung und entsprechend den mit diesem Herrn getroffenen Verabredungen entwarf Ritschl ein Programm der Bestimmungen, welche für Aufnahme in das Seminar und für die pädagogische Praxis desselben gelten sollten. Da ich damals grade durch Leipzig kam, erwies mir Ritschl das Vertrauen, mein Ansicht über den Inhalt des Programms zu erfragen, und ich fand dasselbe mit Ausnahme einiger Kleinigkeiten so vortrefflich, wie man es nur wünschen konnte. Besonders verdiente alle Anerkennung, dass Ritschl, der, wie wir gesehen haben, sonst mehr die Bildung von Gelehrten als von Lehrern ins Auge fasste, hier ganz und gar seine Aufmerksamkeit auf die praktischen Interessen des Gymnasialunterrichtes concentrirte. Ich hatte mehrfach Gelegenheit, Herrn Georgiewsky zu sagen, dass, wenn man ein solches Seminar im Auslande gründen wollte, Ritschl entschieden die geeignetste Persönlichkeit zur Leitung desselben sei.

Im Herbst 1873 ward das Institut eröffnet. Ritschl behielt die Oberleitung des Ganzen und einen Theil der Lectionen, während er für die übrigen jüngeren Lehrkräfte heranzog. Zu Ostern des Jahres 1876 wurden die ersten

Studenten mit dem Zeugniss der Reife zur Ausübung des Lehrberufs innerhalb der alten Sprachen nach Russland entlassen. Leider verminderte die Krankheit, die seit dem Winter des Jahres 1875 Ritschl befiel, seine Thätigkeit am Seminar, wie sie ihn auch bei seinen übrigen Vorlesungen behinderte, und nur zu bald endete sein Tod diese neue Wirksamkeit für immer.

Ferner hat seit dem Jahre 1873 das historisch-philologische Institut alljährlich junge Männer nach Deutschland geschickt, um sich auf der Leipziger Universität, hauptsächlich unter der Leitung von Ritschl und Curtius, in den philologischen Disciplinen weiter zu üben und zu bereichern, und sich so zur Uebernahme einer philologischen Professur in der Heimath vorzubereiten.

Ritschl wandte ihnen, wie überhaupt den klassischen Studien in Russland, stets lebhaftes Interesse zu, empfing sie freundlich und unterstützte sie mit seinem Rath, wo immer sie denselben nachsuchten.

Ich bin am Ende meiner Darstellung angelangt. Panegyriken zu schreiben ist nicht meine Art: auch erweist man Todten einen schlechten Dienst, wenn man anders über sie als mit strengster Wahrhaftigkeit berichtet. Schon wahres Lob findet oft ungläubige Zuhörer, weil, wie Sallust vortrefflich bemerkt, ein jeder von fremden Leistungen am liebsten den Theil glaubt, dessen er auch seine Persönlichkeit fähig hält. Und diese Persönlichkeit ist in der Fälle Mehrzahl weder sehr geistreich noch sehr bedeutend. Ist das Lob nun aber hyperbolisch, sei es aus Mangel an Kritik, sei es aus persönlichem Interesse, so tritt die Reaction nur desto schneller und bitterer ein. Der bekannte Spruch »de mortuis nil nisi bene« findet

also höchstens Anwendung, wo es sich um unbedeutende und gleichgültige Persönlichkeiten handelt. Glücklicherweise bedarf es keines Panegyrikus, um Ritschl dem liebevollen Andenken aller derer zu empfehlen, welche das Studium des klassischen Alterthums hochschätzen, sowohl als Vermächtniss früherer Jahrhunderte, wie als bestes Mittel, die Keime des Guten und Schönen in den Gemüthern der Jugend zu erwecken, dieser das Wesen und nicht den Schein wahrer Bildung zu bringen.

So lange es noch solche Männer gibt (und wir hoffen, sie werden nie ganz aufhören), wird auch Ritschl im Gedächtnisse fortleben, zugleich als ein ausgezeichneter Gelehrter und als einer der ersten Lehrer des 19. Jahrhunderts.

GEDANKEN ÜBER DAS STUDIUM

DER

CLASSISCHEN PHILOLOGIE.

An den Leser.

Für die vorliegende Schrift war es leichter, den Inhalt als den Titel zu finden. Den äusseren Anlass bot eine Recension im Litterarischen Centralblatt, den massgebenden mein Interesse für die klassische Philologie und deren Betrieb, der seit alter Zeit einen so grossen Ruhm der Universitäten meiner Heimath, Deutschlands, bildet. Dazu kam der Wunsch, manchen Freunden zu genügen, die bei wohlwollendster Anerkennung dessen, was in der wissenschaftlichen Biographie Ritschl's geboten war, mich ersuchten, über gewisse, in dieser Schrift nur angedeutete oder auch ganz übergangene Fragen, die für den Freund der klassischen Philologie wichtig scheinen, ausführlich meine Ansicht darzulegen. Da nun weitaus der grösste Theil der folgenden Betrachtungen dazu dienen soll, den jüngern, vielleicht auch einzelnen ältern, Philologen nützliche Winke zur Beurtheilung und zum Betrieb ihrer Wissenschaft zu bieten, und auf diesem Gebiet bestehende Unklarheiten zu entfernen, so schien mir der erwählte Titel nicht übel, obwohl manche Expositionen über die Grenzen der klassischen Philologie hinaus gehen, andere sich wieder speciell auf Ritschl beziehen, als Supplement zu dessen wissen-

schaftlicher Biographie dies Büchlein füglich betrachtet werden kann. Dasselbe ist hoffentlich mit derselben Objectivität geschrieben, die man an der wissenschaftlichen Biographie anerkannt hat. Alle persönlichen Sympathien und Antipathien mussten vor der Wichtigkeit der behandelten Gegenstände weit zurückstehen.

Es zerfällt in zwei Theile, die aber nur der Form nach, nicht nach Inhalt und Plan verschieden sind.

Eine streng systematische Reihenfolge der einzelnen Expositionen kann man mit Rücksicht auf die Entstehung der Schrift nicht fordern.

L. M.

St. Petersburg, 1. Januar 1878.

An Herrn Professor Fr. Zarncke,

Herausgeber des Litterarischen Centralblatts in Leipzig.

Geehrter Herr College!

Schon mehrfach bin ich während der letzten Jahre in dem litterarischen Centralblatt Gegenstand unbilliger, theilweise gehässiger Beurtheilungen oder Anspielungen gewesen. Vornehmlich hat meine jüngste Publication — die wissenschaftliche Biographie Ritschl's — eine ebenso ungünstige als schnelle Kritik erfahren in der Nr. 44 des vorigen Jahrganges, S. 1477 ff.

Nun ist es seit vielen Jahren mein Grundsatz, auf keine Kritik zu repliciren, und gestatten Sie mir, kurz die Gründe dieser Abstinenz darzulegen.

Zunächst wird man, wenn man so viel Lob und so viel Tadel auf seiner litterarischen Laufbahn geerntet hat, wie der Schreiber dieses Briefes, überhaupt ziemlich stumpf gegen alle Kritiken. Deshalb ist es seit langer Zeit meine Sitte, alles, was sich auf mich in der philologischen Litteratur bezieht, lediglich darauf anzusehen, ob ich etwas daraus lernen kann oder nicht. Im ersten Fall wird dies gewissenhaft notirt, gleichviel ob ein Panegyriker oder ein Zoilus, ein Attiker oder ein Böotier das Wort führt; im zweiten wandert das bezügliche Schriftstück ohne Gnade in den Papierkorb.

Ausserdem bin ich der Meinung, dass, nachdem ich so lange, und nicht ganz unrühmlich, in der Wissenschaft thätig gewesen bin, ich einigermaassen ein Recht habe, das Publikum zu ersuchen, es möge beim Erscheinen eines neuen Werks aus meiner Feder ein jeder, der sich für den von mir behandelten Gegenstand interessirt, die Schrift selbst zur Hand nehmen, um zu sehen, wieviel er davon für seine Zwecke brauchen kann, ohne sich allzuviel um Recensionen zu kümmern, da diese aus verschiedenen Gründen häufig viel zu wünschen lassen.

Deshalb habe ich seit lange auf keine Kritik ein Wort erwidert, so leicht mir dies meist gewesen wäre. Oft genug haben Freunde mir gerathen, wenn gar zu unwissende, gedankenlose und hochmüthige Recensionen meiner Werke erschienen, ich solle doch einmal ein Exempel statuiren, das philologische Publikum Deutschlands müsse, da zumal im Augenblick die Zahl der ungünstigen Recensionen meiner Schriften, in Deutschland wenigstens, die der günstigen entschieden überwiegt, zuletzt an mir irre werden. — Ich habe darauf stets entgegnet, dass nach Bentley's Ansicht ein Gelehrter nie durch fremde Kritiken, sondern lediglich durch seine Werke die Achtung des Publikums verlieren kann, dass übrigens wegen des unter manchen Philologen Deutschlands zur Zeit grassirenden Unwesens der Cliquen und Coterieen und des damit verbundenen Klotzianismus meine Werke in meiner Heimath für den Augenblick nicht ganz die Anerkennung finden können, die sie vielleicht verdienen, dass endlich, wer sich im Publikum durch solche Kritiken täuschen lässt, es verdient, getäuscht zu werden.

Wenn ich nun auf die oben erwähnte Kritik entgegne, so geschieht dies keineswegs, weil sie irgend eine wissenschaftliche Bedeutung hätte, oder weil ich fürchtete, es möchte auch nur ein beachtenswerther Leser meiner Schrift über Ritschl durch sie entfremdet werden.

Erlauben Sie mir, für das eben Ausgesprochene kurz den Beweis anzutreten.

Zu einer wissenschaftlichen Kritik gehören, wie jeder sieht, drei Erfordernisse: Sachkenntniss, Urtheil, Zuverlässigkeit.

Ich werde Ihnen an drei Beispielen zeigen, wie es in dieser Hinsicht mit Ihrem anonymen Recensenten, den ich von jetzt ab kurzweg den Anonymus nennen werde, steht.

Um meine Biographie Ritschl's wissenschaftlich zu beurtheilen, waren zunächst erforderlich zwei Sachen, Kenntniss des Plautus und der alten Latinität bis Varro, auf welchem Gebiet, wie Jeder weiss, der Schwerpunkt von Ritschl's wissenschaftlicher Thätigkeit liegt, und Kenntniss der Geschichte der Philologie und Pädagogik.

Was den ersten Punkt betrifft, so gesteht der An. selbst, er sei kein Plautiner und müsse meine Ansichten über plautinische Fragen der Beurtheilung von Specialisten überlassen. Danach ist er überhaupt kein »Specialist« auf dem Gebiet der alten Latinität: denn wie könnte er dort Specialist sein, wenn er nicht im Plautus gründliche Studien gemacht? Was aber seine Kenntniss der Geschichte der Philologie und Pädagogik betrifft, so werden Sie bald sehen, dass von ihm jeder leidlich unterrichtete Student um sein Wissen in diesen Fächern beneidet werden könnte.

Soviel von der Wissenschaft des An. Wie steht es nun mit seinem Urtheil?

Ein Hauptgegenstand seines Tadels ist, dass ich verschiedene Eigenschaften oder Leistungen Ritschl's entweder

garnicht oder nur kurz oder, wie er sich graciös ausdrückt, oberflächlich behandelt habe. Ich werde später zeigen, dass diese Ausstellungen nur Beweise seiner Unwissenheit oder Gedankenlosigkeit sind. Aber gesetzt, er hätte überall Recht, so würde doch diese Art der Kritik die verkehrteste und ungerechteste sein, die man sich denken kann. Wenn es schon bedenklich ist, bei bändereichen Werken mehr auf das einzugehen, was ihnen fehlt, als was sie bieten, da, nach den Worten eines deutschen Dichters, gar vieles jedem Werke fehlen muss, so ist eine solche Art der Kritik bei einer Schrift wie die meinige einfach unverständig. Wenn man es unternimmt, auf siebzig Seiten die beinahe fünfzigjährige philologische und pädagogische Thätigkeit eines Gelehrten wie Ritschl darzustellen, und daran noch zahlreiche Betrachtungen über Fragen der Philologie und Pädagogik anzuknüpfen, so leuchtet jedem ein, dass hier vieles übergangen, vieles auch kurz abgefertigt werden musste. Ein begründeter Tadel deshalb würde nur entstehen, wenn ich irgend etwas wichtiges für die Charakteristik von Ritschl's gelehrter und lehrhafter Thätigkeit übergangen hätte. Dass dies aber geschehen, hat der An. nicht einmal versucht zu beweisen, geschweige dass es ihm gelungen wäre.

Wie steht es nun mit der Zuverlässigkeit?

Der An. sagt S. 1480 wörtlich: »Was würde Ritschl wohl von dem Verzeichniss der Schriftsteller gehalten haben, welche der Verf. (S. 13) zur Exegese auf der Universität empfiehlt? Da fehlen z. B. Aristophanes und die griechischen Lyriker, da fehlen Catull und Lucrez, selbstverständlich Plautus und Terenz, und was fehlt nicht alles sonst noch!«

Ich bin, obwohl ich nicht Nekromantik studirt habe, in der angenehmen Lage, dem An. antworten zu können.

Ritschl, der vor allem auf Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit im gelehrten Verkehr sah (man denke nur an sein Bonner Abschiedsprogramm!) würde geantwortet haben, man solle nie über ein Buch urtheilen, das man nicht gründlich gelesen habe. — Ich sage in meiner Schrift S. 14. 15 folgendes: »Selbstverständlich soll sich aber die Interpretation der Autoren auf den Universitäten nicht auf die in Schulen gelesenen beschränken, sondern auch andere möglichst berücksichtigen, je nach dem Verhältnisse ihres praktischen Nutzens für die Erkenntniss des Alterthums oder der kritischen Probleme, die sie darbieten. Auch für die Uebungen der Seminarien werden solche Autoren entsprechend benutzt werden müssen.«

Und doch erdreistet sich der An., den Lesern des Litt. Centralblattes vorzureden, ich wolle Aristophanes und die griechischen Lyriker, Catull und Lucrez, Plautus und Terenz von den Lectionen der Universitäten ausschliessen! Er hätte höchstens bitten können, dass ich die von mir allgemein bezeichneten Schriftsteller im Detail angäbe!

Ihr Scharfsinn, Herr College, hat bereits erkannt, dass der An. in jeder Hinsicht zu tief steht, als dass ich mit ihm ernstliche Polemik führen könnte.

Durch eine seltsame Fügung des Schicksals ist einige Wochen vor Ihrer Recension ein Urtheil über meine Schrift kund geworden, das etwas verschieden lautet. Ich erwähne dies, obgleich ich es brieflicher Mittheilung verdanke, unbedenklich, da es keineswegs in privatem Kreise, sondern vor den versammelten Philologen Deutschlands abgegeben ist. Ein Freund Ritschl's in Glück und Unglück von der Studentenzeit bis zum Grabe, ein langjähriger College, ein genauer Kenner seines Charakters wie seiner Werke, endlich

eine Autorität auf dem Gebiete der Gelehrtengeschichte wie Friedrich August Eckstein, hat auf der Philologenversammlung dieses Jahres in öffentlichem Vortrag meine Schrift über Ritschl zusammengestellt und verglichen mit Ruhnken's »elogium Hemsterhusii.« Sehr bezeichnend für die Ehrlichkeit gewisser Leute ist es, dass in den Referaten der Kölnischen Zeitung und der Berliner Nationalzeitung, den einzigen, die mir zu Gesicht gekommen sind, dieses Urtheil Eckstein's mit keiner Silbe erwähnt war, wogegen ein unbegründeter Tadel desselben Gelehrten (falls ihm derselbe wirklich entfallen ist), statt ihn zu berichtigen, sorgfältig vermeldet wurde [1]).

Eckstein also charakterisirte meine Schrift durch eine Vergleichung mit Ruhnken's »elogium Hemsterhusii« als eine Darstellung meiner Ansichten über »ars nostra« am Faden der Thätigkeit Ritschl's. Dass es nicht etwa in der Weise geschehen, dass jener Gelehrte sie als abschreckendes Beispiel jenem grössten Meisterwerk einer wissenschaftlichen Biographie gegenüberstellte, sondern mit Lob, kann

1) Es hiess dort, Eckstein habe es getadelt, dass ich Ritschl zum Schüler Hermann's gemacht. Ich sage aber S. 2. meines Buches das Gegentheil. Eckstein schrieb mir, er entsinne sich der bezüglichen Angabe nicht genau. Sollte er wirklich den Irrthum begangen haben, so erklärt sich dieser einfach daraus, dass der Redner durch einen Zufall kurz vor Beginn seines Vortrags die darauf bezüglichen Papiere verloren hatte, die sich erst später wiederfanden, und so seinen Vortrag zu improvisiren genöthigt war. Dass übrigens Hermann auf Ritschl's plautinische Studien bedeutsam influirt hat, weiss jeder, und ist dies auch S. 25, 31 der wissenschaftlichen Biographie erwähnt. Dazu brauchte er aber nicht Hermann's Schüler zu sein. Wie oft Gelehrte auf andere influiren, auch auf solche, die nie ein Colleg bei ihnen gehört haben, ist bekannt genug.

verbürgt werden. Und wenn Eckstein mein Werk auch keineswegs für ebenbürtig gehalten haben mag, sondern nur für ähnlich, so war doch jenes Urtheil, von solcher Autorität herrührend, der schönste Lohn, der mir zu Theil werden konnte; und gern bekenne ich jetzt, dass mir Ruhnken's unsterbliche Leistung als Muster meiner Arbeit vorgeschwebt hat.

Füge ich noch hinzu, dass bekannte und angesehene, ihrem Lehrer unbedingt ergebene Schüler Ritschl's mir in warmen Worten ihren Dank ausgesprochen für das Denkmal, das ich Ritschl gestiftet habe, so darf ich wohl an das Publicum, Sie, lieber Herr College, mit eingeschlossen, einfach die Frage richten: utri parti creditis, Quirites? — Damit wäre die bezügliche Recension abgethan.

Wenn ich trotzdem bei ihr noch länger verweile, so geschieht es nicht sowohl deshalb, um dem Publicum durch Beseitigung einer ungerechten Kritik mit Hinblick auf ähnliche sagen zu können:

crimine ab uno
disce omnes,

sondern weil ich vielleicht das Talent besitze, aus dem unwissendsten, unreifsten Gerede Stoff oder vielmehr Anlass zu brauchbareren, der Beachtung nicht unwürdigen Expositionen zu nehmen. Ich hoffe zu bewirken, dass Sie, wie Scaliger von dem Persius des Casaubonus, sagen: »la sauce vaut mieux que le poisson.«

Ausserdem influirt bei dieser Publication das Interesse für Ihre Zeitschrift, der auch ich lange Zeit ein häufiger und von Ihnen gern gesehener Mitarbeiter war. Die vorliegende Schrift dürfte Sie veranlassen, künftig vorsichtiger in der Wahl Ihrer Recensenten zu verfahren. Denn das Ver-

trauen und die Sympathie des Publicums zum Litterarischen Centralblatt können durch Kritiken wie die oben erwähnte unmöglich gewinnen.

Zu ändern wüsste ich nichts an meiner Schrift, wie schon in dem Vorwort zur zweiten Ausgabe bemerkt ist, doch geschieht wohl Manchem ein Gefallen, wenn ich dies oder jenes, was dort kurz angedeutet, ausführlicher darlege.

Ich werde mich aber überall der grössten Kürze befleissigen. Sonst wäre es mir leicht, wenn ich alles, was ich über die wichtigsten Fragen der Philologie und Pädagogik oder auch über Ritschl noch zu sagen habe, entwickeln wollte, statt einer Brochüre ein justum volumen zu produciren.

Zur Sache also!

Der An. nimmt Anstoss S. 1477, dass ich meine Biographie als eine »wissenschaftliche« bezeichne. Ich würde dies mit Stillschweigen übergehen, wenn ich nicht fürchtete, dass auch manche kundigere Leute als er über das Wesen einer wissenschaftlichen Biographie nicht recht im klaren sind. Deshalb definire ich diesen Begriff.

Unter einer wissenschaftlichen Biographie verstehe ich und kann man nur verstehen die objective Darstellung der wissenschaftlichen und, wo solche statt gefunden, pädagogischen Thätigkeit eines Gelehrten, bei der seine Lebensgeschichte und sein Charakter nur so weit in Betracht gezogen werden, als sie für die Entwickelung seiner wissenschaftlichen oder pädagogischen Thätigkeit Beachtung verdienen.

Die weit überwiegende Mehrzahl aller philologischen Biographien kann auf das Prädicat »wissenschaftlich« keinen oder nur bedingten Anspruch erheben.

Ich will hier nicht einmal urgiren, dass die meisten

eine übertriebene Werthschätzung der Leistungen ihrer Helden zeigen. Diesen Fehler haben sie mit sehr vielen Biographien von Grössen aus anderen Gebieten der menschlichen Thätigkeit gemeinsam; und er lässt sich psychologisch leicht erklären aus dem Egoismus unserer Natur.

Ein ungleich wichtigerer, der grossen Mehrzahl philologischer Biographien gradezu verhängnissvoll gewordener Uebelstand war es, dass man den Schwerpunkt in die Schilderung des Lebens und des Charakters der bezüglichen Gelehrten legte, statt in die Darstellung ihrer wissenschaftlichen Leistungen, oder doch diese mit jener unleidlich verquickte.

Was zunächst die äusseren Verhältnisse der Philologen seit der Renaissance betrifft, so mögen die persönlichen Schicksale der Gelehrten des 15., 16. und 17. Jahrhunderts bei dem unsteten Wanderleben, der Betheiligung an den politischen und religiösen Wirren Vieler unter ihnen oft ein ebenso grosses, gelegentlich ein grösseres Interesse erwecken als ihre Werke. Seit dem 18. Jahrhundert ist dies, zumal in Deutschland, auf das ich in dieser Schrift besonders Rücksicht nehme, ganz anders geworden. Bekanntlich kommt es heutzutage dort selten vor, dass ein Gymnasiallehrer zu einer akademischen Stellung berufen wird, was vom wissenschaftlichen Gesichtspunkte zu billigen, vom pädagogischen vielleicht zu missbilligen ist. Ein Philologe also, der sich nicht dem Gymnasialfach widmen, sondern, um mehr der Wissenschaft leben zu können, eine Universitätsprofessur erlangen will, wird in der Regel Privatdocent und erlebt die kleinen Freuden und Leiden des akademischen Microcosmus, bis er entweder Professor wird oder, im ungünstigen Fall, die Carriere aufgiebt. Voilà tout! Grade philologische Docenten sind ferner nach der Natur ihrer Disciplin gegenwärtig

weit weniger mit den brennenden Zeitfragen verknüpft als die Vertreter vieler anderen Fächer.

So bietet denn das Leben der allermeisten grossen Philologen Deutschlands seit Gessner, Ernesti, Heyne und Wolf nur wenig Interessantes. Auch Ritschl's Leben würde, wenn nicht der Streit mit Jahn und seine verhängnissvollen Consequenzen hineingefallen wären, äusserlich kaum etwas Bemerkenswerthes aufweisen.

Noch verkehrter ist es, sich allzuviel mit dem Charakter der geschilderten Grössen zu beschäftigen. — Gewiss soll man von jedem Gelehrten verlangen, dass er neben der Pflege der Wissenschaft auch seinen Charakter sorgsam bilde, die schlechten Neigungen, an denen die menschliche Natur laborirt, unterdrücke, die guten zu immer grösserer Vollkommenheit entwickele. Allein ganz dasselbe Postulat gilt für alle übrigen Sterblichen. Will man an einen Gelehrten die moralischen Forderungen höher stellen, weil die Beschäftigung mit den subtilsten, oft auch den wichtigsten Gegenständen des menschlichen Intellects ihn über die Misère des Alltaglebens emporheben müsse — ich habe nichts dagegen; obwohl andererseits der Spruch des Dichters: »es bildet ein Talent sich in der Stille, doch ein Charakter im Geräusch der Welt« volle Beachtung verdient. Nur wird selbst der verkommenste Pedant nicht behaupten, dass ein grosser Gelehrter immer ein guter oder gar grosser Charakter sei, oder dass jemand, der, meinetwegen stets, schlechte Bücher geschrieben hat, darum ein schlechter oder unbedeutender Mensch sein müsse. — Talent und Charakter sind eben zwei verschiedene Strahlenbrechungen der göttlichen Flamme, die in uns wohnt. — Sie können in der-

selben Person vereinigt sein, und sind es öfters, aber nicht immer.

Danach interessiren Leben und Charakter der Philologen neuster Zeit nur ihre Angehörigen und Freunde. Was aber alle Fachgenossen angeht, sind ihre Werke. Die Werke sind überhaupt, wie man mit Recht gesagt, die Thaten des Gelehrten.

Ein wissenschaftliches Werk aber ist ein Product des Intellects.

Fragen wir nun, was die wissenschaftlichen Leistungen eines Gelehrten mit dem Charakter zu thun haben, so ergiebt sich, dass die Forschung nur ein Gebiet mit der Moralität gemein hat: die freie, unbedingte Wahrheitsliebe. Denn die Aufgabe der Wissenschaft ist das Finden der Wahrheit, mag diese nun gross oder klein, süss oder bitter sein.

Daraus folgt, dass in der Wissenschaft nichts unmoralisch ist, als ein bewusstes Entstellen der Wahrheit.

Dies kann sich entweder in absichtlicher Fälschung des wissenschaftlichen Thatbestandes zeigen, sowie in berechneten Trugschlüssen, nach Art der Sophisten, ohne Rücksicht auf andere Gelehrte, oder bei dem Verhältniss zu diesen darin, dass man unbequeme Gegner mit Stillschweigen übergeht oder ihre Werke vorsätzlich niedriger stellt als sie verdienen und andererseits die Leistungen der Freunde wissentlich über Gebühr erhebt.

Wer wollte nun leugnen, dass all diese Verirrungen in der klassischen Philologie oft vorgekommen? Sie haben denn auch bei vielen Vertretern der exacten Wissenschaften jene Missachtung gegen unsere Disciplin erzeugt, die in Wahrheit nur manchen Philologen gebührte.

Doch thut man gut, grade bei der klassischen Philo-

logie jene Auswüchse nicht zu tragisch zu nehmen. — Was zunächst die illoyale Polemik gegen andere Gelehrte betrifft, so kann diese in Wissenschaften, die mehr mit dem praktischen Leben zusammenhängen, für den Betroffenen zuweilen grosse Unannehmlichkeiten haben, Unannehmlichkeiten, die sich in finsteren Jahrhunderten gelegentlich bis zu Marterkammer oder Scheiterhaufen steigerten: bei der Philologie mit ihren, den Interessen und Bestrebungen der Gegenwart ziemlich fremden, Objecten kann ein ähnliches Verfahren schlimmsten Falls bewirken, dass der Gekränkte etwas später Professor wird als er es verdiente. Dies ist für ihn augenblicklich ein Nachtheil: kommt er aber endlich an's Ziel, so erweist es sich als ein unschätzbarer Vortheil. Denn er hat inzwischen Zeit gehabt, durch immer weitere und tiefere Studien theils sich vor Einseitigkeit zu schützen, theils eine Fülle nur der Ausarbeitung bedürftigen Stoffes zu sammeln, und kann als Professor lange Jahre von den Errungenschaften früherer Tage zehren. Kommt aber jemand unreif und ohne genügende Vorbereitung in's Amt, so wird es ihm später sehr schwer werden, das Versäumte nachzuholen, und um seine litterarische Reputation einigermassen zu wahren, wird er oft genöthigt sein, zu den geringfügigsten oder entlegensten Theilen seiner Disciplin zu flüchten. Abgesehen von der grossen Mühe, welche das Ausarbeiten vieler und oft ziemlich verschiedenartiger Collegien veranlasst, wird die freie Zeit zumal der Deutschen Professoren noch stark durch Facultätssitzungen, Examina von Doctoranden und Candidaten des Lehramts, Durchsicht von Dissertationen oder anderen schriftlichen Arbeiten in Anspruch genommen, so dass ihnen, wenn nicht die grossen Ferien wären, die aber doch oft genug zur

geistigen und körperlichen Erholung nöthig sind, wenig Zeit zur gründlichen Ergänzung der fehlenden Kenntnisse oder zu grossen, einheitlich angelegten Werken bliebe.

Was ferner das in manchen Kreisen nicht unbeliebte Todtschweigen unbequemer und gefürchteter Gegner betrifft, so ist die Verwerflichkeit dieses Mittels so augenscheinlich, dass wer nur irgend moralisch und intellectuell in Betracht kommt, dasselbe gebührend zu würdigen weiss. Wo aber eine Entstellung der wissenschaftlichen Deduction, wo ferner ein Ueberschätzen des Mittelmässigen, ein Herabsetzen des Vorzüglichen stattfindet, muss man sich zehnmal bedenken, ehe man ein moralisches Verdammungsurtheil fällt, schon deshalb, weil man fast nie wird entscheiden können, ob die bezüglichen Fehlgriffe absichtlich oder unabsichtlich begangen sind. Im ersten Fall liegt freilich eine moralische Verirrung vor, im zweiten aber nur eine intellectuelle; und dann muss man die Delinquenten offenbar vielmehr bedauern als anklagen. Denn moralische Gebrechen lassen sich durch ernstes Bestreben meist beseitigen oder doch mildern: gegen Mangel an Talent aber ist kein Kraut gewachsen.

Aus dem Gesagten ergiebt sich auch, wie abgeschmackt es ist, wenn Gelehrte, zumal Philologen, von sich oder andern rühmen, es sei ihnen bei ihren Forschungen nur um die Wahrheit zu thun. Ziel der Wissenschaft ist ja eben die Erkenntniss des Wahren, Aufgabe der Gelehrten diese Erkenntniss zu fördern. Dazu werden sie vom Staat angestellt; das erwartet von ihnen das Publicum. Es ist also ebenso verkehrt, wenn ein Gelehrter sich seiner Wahrheitsliebe rühmt, als wenn jemand, der auf den Markt geht, sich rühmen wollte, dass er mit echtem, nicht mit

falschem Gelde bezahlt. Wer dies thut, ist ehrlos; wer es nicht thut, hat noch lange keinen Anspruch auf Lob: er erfüllt eben einfach seine Schuldigkeit. Nun ist es freilich in manchen Wissenschaften zuweilen vorgekommen, dass Gelehrte, um vor dem Publicum zu glänzen oder um persönlicher Vortheile willen, die Wissenschaft gefälscht haben: bei der klassischen Philologie, mit ihren von den praktischen Interessen der Gegenwart so weit abliegenden Problemen, fällt selbst diese Entschuldigung fort. Wir führen ein vom Publicum wenig beachtetes, freilich dafür auch wenig gestörtes Stillleben. Das Publicum interessirt sich im allgemeinen höchstens für die pädagogische Methode des klassischen Unterrichts an den höhern Lehranstalten. Neue Resultate der Wissenschaft aber dürfen für diesen erst, wenn sie ganz feststehen, und auch dann nur mit Vorsicht verwendet werden. — Im übrigen — was wir heute bauen, reissen wir, wie der grösste Philologe Deutschlands, F. A. Wolf, sagt, morgen wieder ein, ohne dass sich jemand darum kümmert. — Selbst die Gunst der Mächtigen dieser Erde hat sich seit den Zeiten der Ptolemaeer und Caesaren gründlich von uns abgewandt. Die Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit verzeichnet unter den gekrönten Häuptern gar manchen Theologen, Philosophen, Alchimisten u. s. w., aber kaum einen Philologen, falls man nicht, wogegen wir protestiren, Philologe mit Schöngeist identificirt. — Ferner greifen die humanistischen Studien heut keineswegs wie im 16. und 17. Jahrhundert in die religiösen Kämpfe ein. — Wozu sollten wir also unsere Wissenschaft fälschen? Was für Gewinnst könnte uns daraus erspriessen? Also, verlohnt es sich nur eines Wortes, wenn wir ehrlich bleiben, wo es so unendlich leicht ist? »Nulla est laus, ibi esse integrum, ubi nemo est, qui velit corrumpere.«

Dadurch nun, dass die meisten philologischen Biographien den Schwerpunkt in die Schilderung von Lebensumständen und Charakter des Verstorbenen legen, sind sie oft nur halb, häufig kaum zum zehnten Theil, wissenschafliche. Neben der Subjectivität, die sich zu allen Zeiten in der klassischen Philologie mehr als billig geltend gemacht, und neben dem Unwesen der Cliquen und Coterien hat hauptsächlich das Mangelhafte der meisten philologischen Biographien es bewirkt, dass diese Disciplin trotz der grossen Menge ausgezeichneter Geister, die sich mit ihr seit fünf Jahrhunderten beschäftigt haben, noch so weit zurück ist, und wenn wir ehrlich sein wollen, in den meisten Gebieten eben erst ein achtungswerther Anfang gemacht ist. Dafür blüht in solchen Machwerken üppig die Phrase, jener Krebsschaden der klassischen Philologie, die mir im Grunde der Seele verhasst ist. Goethe sagt einmal, er habe nie auf das empfindsame Volk etwas gehalten, weil bei Gelegenheit nur schlechte Gesellen daraus würden: man kann mit demselben Rechte sagen, dass auch der fähigste Kopf, wenn er unter die Gewalt der Phrase geräth, für die Wissenschaft verloren ist.

Man sollte meinen, dass nichts mehr zu einer Darstellung in objectivstem Styl sich eigne, als die wissenschaftlichen Leistungen eines bedeutenden Todten. Der Hass und Neid, die Verläumdung und Intrigue der Feinde, denen ein ausgezeichneter Gelehrter im Leben oft hinderlich, schon seine Existenz ein stiller Vorwurf ist, können sich bei seinem Grab beruhigen; der Eifer und das Ungestüm der Freunde, die jenen bei seinem Kampfe um das Dasein oft mehr denn billig zu loben oder minder als recht zu tadeln verleitet sein konnten, dürfen sich mässigen. Eine Fülle des

edelsten Stoffes der Belehrung ist geboten; denn, wie bekannt, lernt man aus den Fehlern grosser Gelehrten häufig mehr als aus den Tugenden mittelmässiger. Und was geschieht nur zu oft? Man fährt fort, auf der einen Seite mit gedankenlosem Lobe, auf der andern mit kleinlicher Gehässigkeit. Wie die Griechen und Trojaner um des Patroclus Leichnam, streiten sich die beiden Parteien weiter, unbekümmert um die Forderungen der Wahrheit und die Würde der Wissenschaft. Bei diesem Drängen und Ziehen entsteht ein Zerrbild, das unmöglich zur Verschönerung des Gedächtnisses an den Verstorbenen beitragen kann, unmöglich im Stande ist, dem Jünger der Wissenschaft zu zeigen, was er thun und was er lassen soll.

Die Zahl nun der fast garnicht oder nur zur Hälfte wissenschaftlichen Biographien ist Legion: die rein wissenschaftlichen kann man beinah an den Fingern abzählen.

Ferner wird es nicht befremden, dass diese stets von beschränktem Umfang sind, jene dagegen meist ellenlang. Denn zu Phrasen gehören nur Worte: zu wissenschaftlichen Deductionen Gedanken.

Ein unübertreffliches Meisterwerk nun der wissenschaftlichen Biographie, nach Inhalt und mit einigen Ausnahmen auch nach Form, ist Ruhnkens »elogium Hemsterhusii,« dessen Lectüre zumal dem jüngeren Geschlecht, soweit dasselbe der Belehrung überhaupt zugänglich ist, nicht genug empfohlen werden kann. Man darf dreist sagen, dass diese Schrift nicht minder Ruhm und Verbreitung erlangt haben würde als Lessing's antiquarische Briefe, wenn sie nicht unglücklicher Weise lateinisch geschrieben wäre, und das Latein nicht seit Ruhnken's Zeit zum grossen Schaden für die Wissenschaft immer mehr aufgehört hätte, die Sprache

der Gelehrten zu sein. Freilich wird sie eben so wenig alle unwissenschaftlichen Köpfe von der Wissenschaft zurückschrecken können als Lessing's antiquarische Briefe den Klotzianismus zu ertödten im Stande waren. — Fast alle Regeln der philologischen Kritik, die später Wolf und Lachmann verwerthet haben, liegen in Ruhnken's Schriftchen theils offen ausgesprochen, theils genügend angedeutet vor. Möglich, sogar wahrscheinlich, dass er die wissenschaftliche Persönlichkeit des Hemsterhuis zu einem Ideal verklärt hat, das der Wirklichkeit nicht ganz entsprach;[1]) aber dies thut dem Werth der Arbeit kaum Abbruch. Denn, ausgegangen von einem jedenfalls ausgezeichneten Geiste, zeigt uns Ruhnken in objectiver Vollendung das Wesen und die Erfordernisse des Kritikers, indem er vielleicht die Person des Gefeierten höher stellt als sie verdient, aber nirgend, wie das bei nicht wissenschaftlichen Biographien der Fall ist, die höchsten Anforderungen an die Wissenschaft auf ein geringeres Mass reducirt, oder durch Schönfärberei verkehrte Richtungen bemäntelt oder Andersdenkende verketzert. — Prüfen wir nun, wie weit Ruhnken's »elogium« mit den vorhin von mir aufgestellten Forderungen einer wissenschaftlichen Biographie im Einklang ist.

Oder auch, *si parva licet componere magnis* — halten wir mit Ruhnkens elogium die Postulate des An. zusammen!

Der An. tadelt, dass ich persönliche Erlebnisse Ritschl's, wie z. B. sein Ausscheiden aus dem Preussischen Staatsdienst, nicht ausführlich genug behandelt habe. — Ruhnken kannte gewiss seines Lehrers, Freundes und Wohl-

1) Gesch. der klass. Philol. in den Niederlanden S. 81, 82.

thäters Hemsterhuis langes Leben in Freud und Leid besser denn irgend jemand. Und wie behandelt er es? In einer Anmerkung von sechs Zeilen, einer der wenigen Anmerkungen des Buches. Dagegen bin ich noch sehr ausführlich gewesen. — Der An. tadelt, dass ich über Ritschl's Charakter nicht genügend Licht verbreitet hätte. Ruhnken spricht sich zwar über Hemsterhuis Charakter ziemlich ausführlich aus; allein der feine Leser merkt leicht, dass er den Charakter seines Helden nur in soweit geschildert, als er für die Würdigung des Gelehrten in Betracht kam. Genau so habe ich es auch gemacht.

Der An. tadelt, dass ich Ritschl's Differenzen mit der Preussischen Regierung zu kurz behandelt, seine Beziehungen zu Napoleon III. garnicht erwähnt habe. Er zeigt nur überall seine Gedankenlosigkeit.

Was den Streit mit Jahn und alles, was daran und darum hing, betrifft, so kamen für eine wissenschaftliche Biographie nur zwei Momente in Betracht: der Einfluss, den Ritschl's Ausscheiden auf die Universität Bonn geübt, und der Einfluss, den die Sache auf Ritschl selbst, bezüglich die Universität Leipzig, der er nach Bonn seine Thätigkeit widmete, geäussert hat. Ueber beides ist gehandelt S. 5. meiner Schrift. Dass Ritschl persönlich der Abgang von Bonn unangenehm war, weiss ich sehr wohl. Dies war aber für eine wissenschaftliche Biographie gar nicht von Belang. Dagegen will ich hier eine Bemerkung nicht unterdrücken, die nicht blos ich gemacht. Es scheint mir nämlich, dass Ritschl, der, wie noch seine letzte Publication zeigt, im Grunde eine streitbare Natur war, der Streit mit Jahn, so ärgerlich und in seinen Folgen unerfreulich er war, doch körperlich und geistig weit mehr gekräftigt als geschwächt hat, so dass, mochte die Veranlassung auch eine unangenehme sein, das Resultat ein solches gewesen ist, das sowohl ihm als der Wissenschaft erspriesslich war.

Alles nun was der An. vermisst, lag weit ausserhalb, und zwar unterhalb, einer wissenschaftlichen Biographie.

In der That, was hätte die Wissenschaft dabei gewonnen, wenn ich all die Phasen des Streites zwischen Ritschl und Jahn bis zu Ritschl's Ausscheiden aus dem Preussischen Staatsdienst mit epischer Breite behandelt hätte? Was hätte sie gewonnen, wenn ich Ritschl's Verhalten gegenüber Napoleon III. geprüft, und die anonym erschienene, aber jedenfalls von Ritschl verfasste oder doch von ihm inspirirte Vertheidigung für glücklich oder auch für nichtglücklich erklärt hätte? Garnichts würde die Wissenschaft dabei gewonnen haben, die Darstellung von Ritschl's philologischer und pädagogischer Thätigkeit ebensowenig das Geringste. Mögen Andere, die dies mehr interessirt, untersuchen, was für eine wissenschaftliche Biographie ganz indifferent, ob Ritschl als Mensch durch Analyse dieser und ähnlicher Episoden aus seinem Leben immer und überall gewonnen hätte, oder ob — abgesehen von den in meiner Biographie angedeuteten Mängeln seines Charakters — der Kampf um das Dasein, den Ritschl wie so viele ausgezeichnete Männer seit seiner Jugend eigentlich mehr oder weniger bis an sein Ende hat führen müssen, auch ihn veranlasst hat, nicht immer liebliche Mienen aufzusetzen, wie ein dem An. vielleicht oberflächlich bekannter Philosoph, Schopenhauer, sagt. Dass mich übrigens hier, wie überall in der wissenschaftlichen Biographie, nicht besondere Sympathie für Ritschl's Gegner oder gar das Bestreben um ihre Gunst ge-

leitet hat, wird jeder, der nur einigermassen mit meinen Schriften bekannt ist, leicht ermessen.

Der An. wirft mir vor, dass in der Aufzählung von Ritschl's Werken gar manches Wichtige (d. h. was ihm wichtig scheint) fehle — als ob ich der Bibliograph Ritschl's hätte sein wollen, nicht der Biograph. Er sehe nur, wie sich Ruhnken mit der Bibliographie bei Hemsterhuis abfindet, obwohl dieser, eine ziemlich behäbige und bequeme Natur, sehr viel weniger publicirt hat als Ritschl.

Ueberhaupt wieviel fehlt doch dem elogium Hemsterhusii! Wieweit ist die Kunst der philologischen Biographie seit Ruhnkens Zeit fortgeschritten!

Die persönlichen und litterarischen Differenzen des Hemsterhuis sind entweder ganz übergangen oder nur flüchtig angedeutet. Die Gegner werden meist bezeichnet ohne Namen, allen, selbst einem Burmann gegenüber, ist das Decorum gewahrt, man findet keine Verdächtigung oder Herabsetzung anderer Grössen der Gelehrsamkeit, Ruhnken meinte offenbar, beschränkterweise, man könne einem bedeutenden Gelehrten Gerechtigkeit wiederfahren lassen, ohne andere vielleicht ebenbürtige, aber verschiedenartige herabzusetzen (denn man täusche sich nicht, für die Wissenschaft gilt grade wie für das Leben der Spruch eines berühmten Philosophen, dass kein grosser Mann ohne eine gewisse Beschränktheit zu denken ist); es fehlt endlich — man denke, welcher Schade! — jeder Beitrag zur philologischen chronique scandaleuse jener Zeiten.

Ich muss nun diese Oase verlassen, und weiter durch die Wüste des An. wandern; doch werde ich mich thunlichst nur da verweilen, wo sein Gerede mir eine, wenn auch noch so indirecte, Veranlassung giebt, eigene Bemer-

kungen über Ritschl oder die Wissenschaft, der er diente, vorzubringen.

Als Curiosum erwähne ich aber, dass der An. den Schlüssel für das Verständniss meiner Schrift darin gefunden hat »dass sie zunächst russisch, im Journal des Ministeriums der Volksaufklärung erschienen ist, und daher vieles enthält, was in Deutschland trivial, zum mindesten überflüssig und störend erscheinen muss.« — Er hat offenbar sehr unklare Vorstellungen von der Natur dieses Journals. Dasselbe ist zwar das officielle Organ des K. Russischen Ministeriums der Volksaufklärung; allein die officiellen Erlasse nehmen nur einen geringen Raum ein, bei weitem der grösste Theil ist rein wissenschaftlichen Abhandlungen zur Verfügung gestellt. Durch die lebhafte Fürsorge des gegenwärtigen Ministeriums ist ferner seit einigen Jahren eine besondere Abtheilung für klassische Philologie und Pädagogik eröffnet worden (in der man gelegentlich, liberalerweise, auch auswärtiger Philologen, z. B. einzelner Schüler Ritschl's, Arbeiten publicirt hat), und in dieser pflegen meine Beiträge meist zu erscheinen. Dass Bemerkungen, wie über das Zeitalter des Terenz, die Einrichtung der philologischen Seminarien Deutschlands, nicht speciell mit Bezug auf Russland eingeflossen sind, ergiebt sich für jeden Denkenden daraus, dass, wie im Vorwort bemerkt, die Deutsche Ausgabe der Russischen gegenüber vielmehr Zusätze als Auslassungen bietet. Einzelne für den zünftigen Philologen allerdings nicht nöthige Bemerkungen erklären sich einfach so, dass ich hoffte, wie ich weiss, nicht ganz mit Unrecht, es würde auch mancher nicht zünftige Freund des klassischen Alterthums meine Schrift über Ritschl zur Hand nehmen — und für diese ist es kein Verbrechen, wenn

sie das Zeitalter des Terenz, die Einrichtung der philologischen Seminarien Deutschlands oder dgl. m. nicht immer ganz genau im Kopfe haben.

Der Anonymus hat ferner in meiner Schrift »eine sonderbare Bemerkung über den Einfluss des Studiums der exacten Wissenschaften auf die Erzeugung von Unsittlichkeit und Nihilismus« entdeckt. — Ich sage S. 12: »hiermit ist natürlich keineswegs gesagt, dass die exacten Wissenschaften, wenn sie einem gereifteren Auditorium vorgetragen werden, der Unsittlichkeit oder dem Nihilismus Vorschub leisten.«

In Russland, wo seit Jahr und Tag, wie anderweit, über Vorzüge und Nachtheile des Klassicismus auf den Gymnasien lebhaft gestritten wird, haben, wie auch wohl ausserhalb Russlands geschehen, die Freunde des Klassicismus zuweilen den oben erwähnten Vorwurf gegen die exacten Wissenschaften verlauten lassen. Ich erwähne ihn beiläufig missbilligend. Das ist das Ganze. Die exacten Wissenschaften sind ebensowenig an sich unmoralisch als irgend eine andere Disciplin. — Aber freilich waltet, nach meiner a. O. dargelegten Ansicht, ein sehr erhebliches moralisches Bedenken gegen die einseitige Bildung der Jugend durch Mathematik, Physik, Chemie, so dass selbst die Gegner des Klassicismus nicht ausschliesslich für jene eintreten können. Die exacten Wissenschaften bilden eben einseitig den Verstand. Der Mensch besteht aber nicht blos aus Verstand, sondern auch aus Gefühl und Phantasie. Durch diese drei Eigenschaften werden alle Erscheinungen der Intelligenz und des Charakters bedingt. Die Schule nun soll diese Eigenschaften, wie sie bei der grossen Mehrzahl der im Durchschnittsmass begabten Jugend vorhanden sind, gleichmässig pflegen,

fördern und entwickeln. Freilich überwiegt bei einzelnen Schülern ganz hervorragend der Verstand, bei anderen Phantasie und Gefühl. Aus jenen entwickeln sich, wenn sie zur Reife gelangen, die Intelligenzen der Gelehrsamkeit, sowie des praktischen, öffentlichen wie privaten, Lebens, aus diesen, unter gleich günstigen Bedingungen, die Grössen der Kunst und Belletristik. Die Schule soll aber ebensowenig wie die Universität als ihre Aufgabe ansehen die Entwickelung frühreifer Genies, sondern die Bildung der Menschen von gewöhnlicher Begabung, die dem Idioten ebenso fern stehen als dem Genie. Für das Genie können die Lehrer der Gymnasien und Universitäten nur in soweit Sorge tragen, dass sie unzweifelhafte Begabung und Neigung in irgend einem Fache thunlichst hegen und pflegen, und gegen die damit regelmässig verbundene geringe Begabtheit oder auch Gleichgültigkeit für andere Fächer, da sie meist sehr schwer zu überwinden, soviel Nachsicht zeigen als irgend vor den Gesetzen und dem Gewissen zu verantworten ist.

Desshalb grade, weil die Meisterwerke des klassischen Alterthums gleichmässig excelliren durch den Bau der Sprache, die Vollendung der Form und die Fülle des Inhalts, der uns zugleich den Blick in eine von der unseren so verschiedene und doch, da die Alten auch Fleisch und Blut von unserm Fleisch und Blut waren, wieder uns so verwandte Welt gewährt, bin ich der Meinung, dass der Klassicismus, wenn er von formal tüchtig geschulten Lehrern vertreten wird, ein unübertreffliches Bildungsmittel ist.

Der An. findet, »die Biographie lese sich im Grossen und Ganzen fast genau so wie eins der Elaborate, die aus dem gelehrten Comité des russischen Ministeriums der Volks-

aufklärung hervorgehen.« Ich möchte fragen: wieviel solcher »Elaborate« hat er wohl gelesen? und über welche ist er denn zu urtheilen im Stande? Bei seiner Unwissenheit im Gebiet der deutschen Philologie und Pädagogik werden ihm wohl die weit schwierigeren, im Westen überhaupt wenig bekannten, russischen Verhältnisse dieser Disciplinen vollends böhmische Dörfer sein. Uebrigens zeigt seine Bemerkung nur die Gedankenlosigkeit, um nichts Schlimmeres zu argwöhnen, mit der er die wissenschaftliche Biographie angesehen. Jeder, der auch nur eine Seite derselben gelesen, erkennt alsbald, dass sie weder in officiellem, noch in officiösem Auftrage geschrieben, sondern, wie alle meine Werke, ein Product der reinsten und freisten Wissenschaftlichkeit ist, aus der eigensten Initiative meines Geistes begonnen, fortgeführt, vollendet. — Wozu sollte auch das Kaiserl. Ministerium der Volksaufklärung mir speciellen Auftrag zu einer wissenschaftlichen Arbeit gegeben haben? Ein solcher ist grade bei mir ganz unnöthig. Ich publicire auch ohnedies soviel aus meinen Vorräthen, als mir meine amtlichen und sonstigen Verpflichtungen irgend gestatten. Ueberhaupt machen es in Russland die Professoren genau so, wie ihre Collegen in der übrigen Welt: ein jeder fördert die Wissenschaft aus freien Stücken, je nach Massgabe seines Talents, seiner freien Zeit und seines Eifers. — Es giebt wohl eine gewisse Art s. g. wissenschaftlicher Aufträge hier zu Lande: das ist aber nur eine Form, der man sich bedient, um Gelehrten, die Arbeiten unternehmen, zu denen entweder ihre Mittel oder ihre Musse nicht ausreichen, in liberaler, nachahmungswürdiger Weise das eine oder das andere zu gewähren. Dieser Fall nun kommt bei der vorliegenden Schrift ersichtlich nicht in Betracht.

Der An. tadelt, dass ich nicht mehr als 1½ Zeilen über Ritschl's Verhältniss zu den philologischen Studien in Leipzig gesagt habe. Offenbar hat er es auf einen Vergleich zwischen Ritschl und G. Curtius abgesehen. — Er zeigt eben wieder, dass er keinen Begriff hat von dem Wesen einer wissenschaftlichen Biographie. Es entspricht der Würde einer solchen, die Leistungen eines Gelehrten nicht sowohl mit denen eines andern, der ja doch selbst nur einen Theil der Wissenschaft, und auch diesen, entsprechend der menschlichen Mangelhaftigkeit, nie in vollkommener Gestalt repräsentirt, sondern mit den abstracten, idealen Forderungen der Wissenschaft selbst zusammenzustellen. Nur so kann dem Anfänger deutlich gezeigt werden, was er thun und was er lassen soll. — Andernfalls ist der Subjectivität, bez. der Ungerechtigkeit Thür und Thor geöffnet.

Auch hier musste Ruhnkens Beispiel massgebend sein.

Ein specieller Vergleich übrigens zwischen Ritschl und G. Curtius wäre ziemlich ungeschickt gewesen, da Curtius, wenn auch ausgegangen von der klassischen Philologie, gegenwärtig vielmehr den Sprachvergleichern als den Philologen im engern Sinn des Wortes beizurechnen scheint, während andererseits Ritschl auf dem eigentlichen Gebiet der Sprachvergleichung wenig oder garnicht bewandert war. Hätte ich Ritschl's gelehrte und lehrhafte Thätigkeit durch Zusammenstellung mit anderen Philologen illustriren wollen, so boten sich viel glücklichere und erspriesslichere Vergleiche — vor allen mit Lachmann.

Ich habe der Sprachvergleichung kurz gedacht bei Besprechung der für die philologische Interpretation der Autoren nothwendigen Bedingungen S. 14 der wissenschaftlichen Biographie: doch interessiert es vielleicht manchen, meine

Ansicht über das Verhältniss der sprachvergleichenden Wissenschaft zu der klassischen Philologie zu vernehmen. Sie ist im Epimetron gegeben.

Der An. vermisst es, dass ich kein Wort über Ritschl's Verhältniss zur Musik, das doch bei einem Metriker so wichtig sei, gesagt habe. — In Bezug auf dieses erinnere ich mich allerdings von Ritschl selbst gehört zu haben, dass er sowohl mit Neigung als mit Verständniss für Musik begabt gewesen. Ich habe dies aber mit Stillschweigen übergangen, und zwar mit gutem Grunde. Ich bin nämlich der Ansicht, dass die Kenntniss der Musik für das Studium der römischen Metrik und der griechischen mit Ausnahme der dorischen und chorischen garnicht, für diese beiden Zweige aber nur mässig in Betracht kommt. Mich leitet dabei die Annahme, dass die Alten, während sie die Melodie der Sprache in Prosodie und Metrik zu bewunderungswürdiger Vollkommenheit ausgebildet haben, im Reich der Töne es nur zu sehr mittelmässigen Leistungen gebracht.

Ich selbst, der ich doch, wie der An. aus Ritschl's Collegien lernen konnte, einige Leistungen im Gebiet der Metrik hinter mir habe, gestehe, dass ich für Musik weder Neigung noch Verständniss besitze. Ich habe, weil es einmal so Mode ist, in meinem Leben ziemlich viel musikalischen Aufführungen beigewohnt — es hat aber alles nichts genützt. Ja in Bezug auf die jüngste Erscheinung, die s. g. Zukunftsmusik, bin ich sogar noch heut nicht abgeneigt, die Ansicht eines französischen Schöngeistes zu unterschreiben: »la musique est le plus cher et le plus désagréable de tous les bruits.« Sollte dies als eine mangelhafte Begabung bezeichnet werden, so habe ich nichts dagegen. Indessen,

wie schon der alte Homer sagt, die unsterblichen Götter verliehen nicht alles Einem. Jeder muss so verbraucht werden, wie ihn die Natur geschaffen hat. Genug, ich habe bei meinen metrischen Untersuchungen nie der Musik bedurft, und doch etwas zu Stande gebracht. Auch um Ritschl's metrische Leistungen zu verstehen und zu würdigen, habe ich niemals Kenntniss der Musik nöthig befunden. Ja ich bin sogar etwas misstrauisch gegen die musikalischen Philologen. Denn ich habe deren gekannt, die bei gründlichster Kenntniss der Musik in Theorie und Praxis gleichwohl es nie dazu brachten, auch nur einen Hexameter, geschweige eine Strophe des Horaz scandiren zu können, und auch sonst für die Gesetze der Prosodie eine entschiedene Aversion zeigten. Wenn ich damit auch keineswegs sage, dass metrisches und musikalisches Gefühl unvereinbar seien, so zeigt doch dies Factum, wie wenig sie zusammen zu wohnen brauchen. Nun scheint mir aber die auf sprachliche Empirie gegründete Kenntniss der gangbaren Metra das wichtigste, in der Praxis nothwendigste Erforderniss für den Philologen. Erst wer in diesen ganz sicher ist, möge sich an die dorische und chorische Lyrik machen und sehen, wie er dieser beikommen kann, und wie weit er zu ihrem Verständniss, ferner um ein systematisches Gebäude der griechischen Metrik aufzuführen, musikalischer Kenntnisse bedarf.

Bei dieser Gelegenheit spreche ich es aus, natürlich ohne die grossen Verdienste einzelner neueren Gelehrten auf dem Gebiete der Metrik in Nachfolge Böckh's irgend schmälern zu wollen, dass es höchst wünschenswerth wäre, wenn ein Philologe eine griechische Metrik rein nach Hermannschen oder vielmehr Porsonschen und Bentleyschen Grund-

sätzen zu schreiben unternähme, ähnlich wie es für die ältesten Dramatiker der Römer Ritschl, für die Daktyliker Lachmann und ich versucht haben. Ich glaube, dass dadurch eine ziemliche Zahl noch ungelöster Probleme sich erledigen liesse, auf andere, die man für gelöst hält, ein neues Licht fallen würde.

Was der An. über Ritschl's philosophische Sympathien und Antipathien erzählt, gestehe ich, nicht gewusst zu haben, und hätte ich es gewusst, würde es gewiss nicht erwähnt sein. Die Sache ist die: wie jeder Gebildete, hat auch der Philologe in den philosophischen und religiösen Fragen der Gegenwart Stellung zu nehmen. Ueber Ritschl's Ansichten in dieser Hinsicht ist, den Zwecken einer wissenschaftlichen Biographie entsprechend, ganz kurz berichtet S. 5, 6. Im Uebrigen aber hat die Philologie mit der Philosophie nichts gemein, als was alle Disciplinen mit ihr gemein haben, die strenge Befolgung der Gesetze des logischen Denkens. Principien und Gedanken braucht sie dagegen, wenigstens wenn man sie so weit wie Böckh und Wolf fasst, aus der Philosophie nicht zu entlehnen: sie hat der eigenen Mittel genug. Schliesslich bemerke ich, dass es ein grosses Glück für die Philologie ist, dass sie aufgehört hat in Nachfolge vieler Philosophen a priori zu construiren, und vielmehr gegenwärtig die empirischen Wege der neueren Naturforschung wandelt.

Auch über Ritschl's Beziehungen zur Poesie ist nach dem An. kein Wort in der wissenschaftlichen Biographie zu finden! Er erwähnt als Merkwürdigkeit, dass ihm Dante nie sympathisch gewesen sei — gewiss von erschütternder Wichtigkeit für Ritschl's Studien, zumal die Plautinischen.

Der An. tadelt, dass »nirgends ein Ansatz genommen,

aus den Werken die wissenschaftliche Entwickelung Ritschl's nachzuweisen.« Dieser Vorwurf zeigt wieder, wie er die Schrift, welche er recensirt, gelesen. Für Plautus, den wichtigsten Theil von Ritschl's Studien, ist dies doch geschehen. Im Uebrigen wäre die Forderung berechtigt, wenn Ritschl eine neue Methode in der Wissenschaft begründet hätte. Solches kann aber niemand behaupten. Die Methode der Philologie nun, wie sie von Wolf, Lachmann, Madwig u. a. zuerst im Zusammenhang klar und ausführlich dargelegt ist, wie sie aber den grossen Philologen früherer Jahrhunderte, z. B. Bentley und Ruhnken, schon deutlich vorgeschwebt und zur Richtschnur gedient hat — sie beruht im wesentlichen auf der Socratischen professio ignorantiae, auf genauer Sichtung und Feststellung der Quellen, auf der inductiven Methode der wissenschaftlichen Beweisführung und ist in gleicher Weise für die historischen als für die exacten Wissenschaften zu verwerthen — bietet solche, in die Augen springende Vorzüge, dass Ritschl eine sehr unkritische Natur gewesen sein müsste, wenn er nicht von Anfang ab ihre Vortrefflichkeit erkannt und praktisch zu bethätigen gesucht hätte. Es kam nun nur darauf an zu zeigen, wie weit ihm dies bei der Unvollkommenheit, der wir alle unterworfen sind, überall gelungen. Denn auch die grösste Kraft ermattet zuweilen, und keinem Gelehrten ist es ferner gegeben, in allen Gebieten des Wissens gleich gründlich und erfolgreich zu sein. Ich habe, jenen Erwägungen entsprechend, überall Lob und Tadel so vertheilt, wie es mir richtig schien.

Dann heisst es: »wir begegnen der seltsamen Behauptung, die grossen Kritiker seien fast sämmtlich Latinisten gewesen.« Der An. fälscht zunächst meine Worte.

Ich sage S. 19, dass die Mehrzahl der grossen Kritiker sich mit Vorliebe dem Studium des Lateins zugewandt hat. Wenn der An. dies bestreitet, so zeigt er nur seine Unwissenheit in der Geschichte der klassischen Philologie. Beweisen aber kann ich es ihm nicht: es würde einen Raum beanspruchen, der zu der Veranlassung in keinem Verhältniss steht. Auch dürfte der An. so ziemlich alle Kritiker, die ich für grosse halte, für kleine ansehen — und umgekehrt.

Dann wird gesagt: der aufschliessende, nicht abschliessende, ewig anregende Charakter von Ritschl's Schriften scheine mir entgangen zu sein. — Herr College, lesen sie selbst nach, was ich bei der Darstellung von Ritschl's Plautinischen Arbeiten und dessen, was sich daran schloss, gesagt habe — in diese aber habe ich, wie billig war und ausdrücklich von mir gesagt ist, den Schwerpunkt der Darstellung von Ritschl's wissenschaftlichen Leistungen concentrirt —, und Sie werden sehen, wie sorgfältig der An. meine Schrift gelesen.

Dass ich nicht soviel auf die Schüler und Gegner Ritschl's eingegangen bin, wie der An. nach einer vorhergehenden Bemerkung wünscht, geschah lediglich, um der Schrift ihren objectiven Charakter zu wahren. Ich habe meine Meinung über Ritschl's Vorzüge und Mängel in Bezug auf Plautus deutlich genug ausgesprochen. Wer einigermassen in der neuern Plautinischen Literatur bewandert ist, wird leicht merken, welche nach Ritschl aufgetretene Plautiner meinen Beifall haben, und welche nicht. Uebrigens gebe ich die Hoffnung nicht auf, dass es mir meine übrigen litterarischen Pläne gestatten werden, einmal ein ausführliches Werk über Plautus zu publiciren.

Der An. sagt, ich hätte für die Reize von Ritschl's Stil ein trockenes Lob. — Ob der An. im Deutschen stilistische Leistungen hinter sich hat, weiss ich nicht; dass er im Lateinischen keine hinter sich hat, verbürge ich. Ohne scharfes Denken ist ein Latein, das ein alter Römer anerkennen würde, nicht möglich. Sollte er sich in dieser schwierigen Sprache versucht haben, so hat er es in keinem Fall über das gewöhnliche Notenlatein hinausgebracht, das Ritschl ebensosehr als ich perhorrescirte. Ritschl würde — der An. darf davon überzeugt sein — dies trockene Lob von mir höher stellen als das wässrige eines Ignoranten.

Der An. bezeichnet als oberflächlich im Superlativ die Bemerkungen über die Schriften von den alexandrinischen Bibliotheken, über die Abhandlung von der Ordnung der homerischen Gedichte durch Pisistratus. Ich gedenke des in Rede stehenden Werkes (denn nur ein Werk liegt hier vor) S. 17 sehr anerkennend und im Verhältniss zum Umfang meiner Schrift sehr ausführlich. Es hätte, um Ritschl's Eigenart zu erkennen, nicht den geringsten Nutzen gewährt, da ich ja über die litterarhistorischen Arbeiten desselben auf dem Gebiet des Latein und ihre Vorzüge S. 29, 30 ein motivirtes Urtheil abgebe, wenn ich a. a. O. mehr gesagt hätte als geschehen. Es leuchtet ein, dass man auf diese Weise jedes kurze Urtheil tadeln kann.

Doch um auf Ritschl's Arbeiten innerhalb der griechischen Philologie etwas näher einzugehen, ich hätte vielleicht, wovon der An. aber nichts sagt, über seine Aeschyleischen Studien einiges bemerken können. Dass ich mich aber überhaupt so kurz gefasst über Ritschl als Graecist, hatte seinen Grund in einer Ansicht, die, wie ich hoffte,

der feinfühlende Leser herausmerken würde, die aber nun offen auszusprechen mich die Zudringlichkeit des An. zwingt.

Ich bin nämlich der Meinung, dass die bewunderungswürdige Beherrschung des Stoffes und das feine Gefühl, das Ritschl in grammatischen und (mit einzelnen Ausnahmen) in metrischen Fragen als Latinist gezeigt, ihm keineswegs in gleicher Weise auf dem Gebiet der Graecität innewohnten, und dass er deshalb zu den grössten Graecisten nicht gerechnet werden kann, während er unter den Latinisten für alle Zeit einen ehrenvollen Platz einnehmen wird. Auch könnte ich namhafte Kenner des Griechischen bezeichnen, die derselben Ansicht waren. Und dass auch ich einigermassen das Recht habe, über Gegenstände der griechischen Philologie mitzusprechen, möge der An. aus meiner Geschichte der klassischen Philologie in den Niederlanden lernen. Es veranlasst mich zu jenem Urtheil der Umstand, dass in Ritschl's Opuscula, soweit sie sich auf Griechisches beziehen, Metrisches nur unbedeutend, Grammatisches fast garnicht behandelt wird, ganz im Gegensatz zu seinen Arbeiten auf dem Gebiet des Latein, dass ferner seine griechischen Studien sich mit Vorliebe neben litterarischen, sachlichen Untersuchungen zuwandten, oder bei den Autoren verweilten, die vielmehr ein stoffliches als formelles Interesse haben, ganz anders als bei seinen lateinischen Studien. Auch ist es vielleicht bedeutsam, dass unter den in Brambachs Schrift über Ritschl und die Philologie in Bonn S. 40 aufgezählten Arbeiten von Graecisten aus der Schule Ritschl's während der Bonner Periode fünfzehn über griechische Antiquitäten handeln, während nur vier über römische Antiquitäten verzeichnet sind. Nun könnte vielleicht ein eifriger Ritschelianer

einwenden, ich beachte nicht, dass Brambach an derselben Stelle 44 Dissertationen über griechische Autoren gegen 45 über lateinische aufzähle. Allein auch ohne die schwierige, von Brambach hier und sonst ausser Acht gelassene Frage, ob und wieweit bei manchen litterarischen Arbeiten der Schule Ritschl's auch andere Docenten der Bonner Universität influirt haben — man sieht garnicht ein, weshalb die Schüler eines Gelehrten, der vorwiegend Latinist ist, sich nicht in Emendation griechischer Autoren versuchen sollten. Die Regeln der Kritik für die philologische Behandlung griechischer und römischer Schriftwerke sind ja genau dieselben.

Uebrigens wird kein verständiger Urtheiler Ritschl aus jenem Mangel einen besonderen Vorwurf machen. Bei dem heutigen Umfang der klassischen Philologie erscheint es beinahe unmöglich, dass ein und derselbe Gelehrte, mag er noch so begabt sein, mit gleicher Kenntniss und der daraus entspringenden gleichen Gewandtheit sich auf dem Gebiet der griechischen wie der lateinischen Philologie bewegt. Grade heut zeigt sich erst in der Beschränkung der Meister. Und eine ganz ähnliche Erscheinung bei Ritschl, in seinen Arbeiten ausserhalb des Gebiets der archaischen Latinität, habe ich in der wissenschaftlichen Biographie S. 49 angemerkt. — Auch Lachmann bewegt sich nicht immer mit gleicher Sicherheit und gleichem Erfolge, wo er sich auf Fragen einlässt, die Plautus oder Terenz oder Lucilius betreffen.[1])

[1]) Ich habe bei diesem Urtheil selbstversändlich nur Lachmann's Commentar zu Lucrez vor Augen, nicht die Schrift »C. Lucilii Saturarum. Carolus Lachmannus emendavit«, die ganz ohne Lachmann's Zuthun in's Publikum gekommen ist, und über deren Werth es ge-

Sollte ich übrigens Ritschl durch mein Urtheil über seine griechischen Leistungen Unrecht gethan haben, so wird es mich freuen, wenn ein namhafter und unbefangener Graecist mich durch Beweise eines Besseren belehrt.

Was die Urtheile des An. über meine Ansichten von Ritschl's Leistungen auf dem Gebiet des Latein betrifft, so gestatten Sie mir, Herr College, diese grösstentheils mit Stillschweigen zu übergehen. Wenn Sie es für passend halten, die Schrift eines Latinisten über einen Gelehrten, der vorwiegend Latinist war, von einem Nichtlatinisten recensiren zu lassen, so ist das Sache Ihres Geschmacks. Aber für mich passt es nicht, dem An. Rechenschaft über meine Ansichten auf dem Gebiet der lateinischen Philologie abzulegen. Deshalb nur ein paar Kleinigkeiten.

Der An. weiss, nach seinem Schweigen zu urtheilen, nirgend etwas Neues zu finden in meinen Urtheilen über Ritschl's und seiner Schule Arbeiten innerhalb des Latein. Er zeigt damit nur seine Unwissenheit und Anmassung. Aber gesetzt, er hätte Recht, so würde dies meiner Schrift keineswegs zum Vorwurf gereichen. Vielmehr war es schon dankenswerth und der Lectüre nicht unwürdig, wenn ein Gelehrter, der lange Zeit nicht ganz unrühmlich auf denselben oder ähnlichen Gebieten wie Ritschl gearbeitet hatte, der ferner ebenso wenig zu Ritschl's Schülern oder gar Satelliten, als zu seinen Feinden gehört, ein ausführliches und motivirtes Urtheil über Ritschl's und seiner Schüler gesammte Thätigkeit auf dem Gebiet des Lateins dem Publicum vorlegte.

---

nügt, auf das in dem Vorwort der wissenschaftl. Biogr. publicirte Urtheil M. Haupts zu verweisen. Sie verhält sich eben zum Commentar zu Lucrez wie ihr Herausgeber zu Lachmann.

Der An. ärgert sich, dass ich meine Exposition über Ritschl's kritische Thätigkeit im Plautus beschliesse mit Wiederholung eines Urtheils von M. Haupt. Dies war für jeden denkenden Leser vollkommen hinreichend: denn wie sich aus dem, was ich S. 16 u. 17 der wissenschaftlichen Biographie und sonst von den Leistungen älterer Gelehrten für die Plautus-Kritik sage, ergiebt, konnte es niemandem zweifelhaft sein, dass mein Urtheil, die Herstellung der Plautinischen Comödien sei vortrefflich von Ritschl begonnen, von der methodischen und consequenten Herstellung zu verstehen sei. Die Subtilität, die in der Erwähnung M. Haupt's lag, hat der An. natürlich nicht gemerkt. Ich citirte ihn deshalb, weil M. Haupt, so wenig ich seine positiven Leistungen in der Wissenschaft denen Ritschl's gleichstellen möchte, doch, wo nicht persönliche Praeoccupation, wie bei Hermann und zumal Lachmann, hindernd dazwischentrat, ein vorzügliches Talent bethätigte, über fremde Leistungen zu urtheilen — bekanntlich der erste Schritt, um selbst Epochemachendes zu leisten, aber freilich nur der erste.

Uebrigens weiss ich sehr wohl und habe es auch in der wissenschaftlichen Biographie S. 31 ausgesprochen, dass sich über Ritschl's Leistungen für Plautus noch manches ausser dem, was ich dort bemerkt habe, sagen liesse. Möge der An. einiges, was ich im Epimetron hinzufüge, sich zu Nutzen machen!

Nach den bisherigen Proben von Wissen, Geist und Methode wird es niemand verwundern, dass der An. mehrmals in kräftigen Worten betheuert, Ritschl's Ingenium sei von mir gänzlich missverstanden. — Er behauptet sogar — und das Liter. Centralbl. druckt dies ohne Anstand ab!

— ich schiene über Ritschl's wissenschaftliche Persönlichkeit überhaupt nicht nachgedacht zu haben. Ich gebe, zur Entschädigung des Publicums, seine Ansicht über R.

S. 1478 und 1479 heisst es wörtlich:

»Ritschl hatte im Lauf der Zeit eine grosse und ausgebreitete Gelehrsamkeit erworben, aber er war kein Gelehrter; ein umfassendes Bild des ganzen Alterthums, freilich mit Ausschluss der politischen Seite, lebte in seinem Geiste, aber ein systematisches Werk hat er nie geschrieben, selbst zu der so lange angekündigten Metrik ist er nie gekommen. Er war ein Philolog, der alles konnte, was er angriff.« — Dafür folgen dann Beispiele; und ferner heisst es:

»L. M. hat kein Urtheil darüber, was Ritschl bei der Besonderheit seiner Begabung konnte und was er nicht konnte, und hat daher auch kein Auge für die bewusste, weise Beschränkung, die sich Ritschl in dem auferlegte, was er unternahm.«

Herr College, ich möchte Ihnen nicht gern Unangenehmes sagen: aber doch kann ich nicht verhehlen, dass Ritschl, Ihr langjähriger College, der einen so grossen Antheil an der Frequenz und dem Ruhm der Universität Leipzig hatte, es wohl verdient hätte, dass Sie zum Recensenten der wissenschaftlichen Biographie eine tüchtigere Kraft wählten. Das erforderte die Pietät. Haben Sie denn wirklich, bei Ihrem bekannten Scharfsinn, nicht gefühlt, dass dies alles leeres Geschwätz ist, mit dem man — um einen populären Ausdruck zu gebrauchen — keinen Hund vom Ofen lockt?

»Ritschl war kein Gelehrter«! Offenbar hat der An. ebensowenig eine Vorstellung davon, was ein Gelehrter ist, als er, wie ich bald zeigen werde, weiss, was ein Philologe

ist. »Ritschl konnte alles, was er angriff.« Und nachher heisst es, wenn man die Phrasen wegnimmt, »Ritschl konnte, was er konnte«. Merkwürdigerweise ist dies bei allen Sterblichen der Fall, auch wenn sie keine Spur von Ritschl's Geist in sich tragen. »Ritschl konnte alles, was er angriff«. Dann hätte er alles, was er angriff, zum Abschluss bringen müssen. Jeder Student aber weiss, dass Ritschl durch das, was er bei seinen Arbeiten unvollendet liess, sowie durch seine Irrungen der Wissenschaft grade ebenso viel genützt hat als durch seine Entdeckungen. Und der An. sagt selbst wenige Zeilen später, Ritschl's Arbeiten hätten einen aufschliessenden, nicht abschliessenden Charakter! Doch das Schlimmste ist, was in der Mitte steht.

Wenn ich den An. richtig verstehe — und ich wüsste nicht wie man ihn anders verstehen könnte als ich —, so meint er, Ritschl sei nicht etwa durch Mangel an Zeit, hervorgerufen vornehmlich durch die aufopfernde, ja übergrosse Theilnahme, die er den Arbeiten seiner Schüler widmete, also durch einen rein äusserlichen und zufälligen Umstand, sondern durch mangelnde Begabung verhindert worden, ein systematisches Werk zu schreiben.

Wie Lachmann seine schlimmsten Feinde stets unter seinen Berliner Anhängern zählte, so kann auch Ritschl in diesem Fall bitten, dass ihn der Herr vor gewissen Freunden schütze — und wird dazu vielleicht noch öfter Gelegenheit haben.

Wäre Ritschl nämlich wirklich kein systematischer Kopf gewesen, hätte er es nicht vermocht, vom Kleinen zum Grossen, vom Theil zur Einheit vorzuschreiten, so wäre er nichts als ein Gelehrter von guten Einfällen, ein glücklicher Conjectator, wie manche unter den besseren

seiner Schüler, und er wäre der unglücklichste Stoff für eine wissenschaftliche Biographie, den man sich denken kann. Denn ein glücklicher Conjectator ist immer auch ein unglücklicher, und was das schlimmste — man kann von ihm nichts lernen.

Ich habe zwar in der wissenschaftlichen Biographie S. 61 ff. den Unterschied zwischen einem Gelehrten mit kritischer Ader und einem Kritiker ausführlich besprochen, komme aber bei der Wichtigkeit des Gegenstandes noch einmal auf denselben zurück.

Jede wissenschaftliche Entdeckung beruht auf der Divination. Aber die Divination ist von doppelter Art.

Entweder nämlich betrifft sie zum Detail gehörige, oder doch aus ihrer Einheit gerissene Probleme der Wissenschaft, ohne auf das Ganze Rücksicht zu nehmen, oder sie hat zum Gegenstand ein, wenn auch kleines, einheitliches Ganze, unter gehöriger Beachtung aller für die einheitliche Gestaltung dieses Ganzen in Betracht kommenden Momente, nach der Regel des Horaz:

primo ne medium, medio ne discrepet imum.

Bei dem ersten Genus der Divination nun kommt ersichtlich weit weniger Gelehrsamkeit und Combination zur Verwendung als bei dem zweiten. — Vielmehr äussert sie sich meist in einem plötzlichen Geistesblitz, von dem man sich nachher nicht Rechenschaft zu geben vermag, nicht selten ohne vorheriges Nachdenken über den Gegenstand oder auch bei ganz oberflächlicher, ja minimer Kenntniss desselben.

Wem nun solche Geistesblitze kommen, der besitzt eine kritische Ader, die um so mehr verspricht, je öfter jene sich einstellen. Es kann in ihm auch das Talent zum

Kritiker stecken: denn die kritische Ader ist die nothwendige Voraussetzung für den Kritiker. Beweis dafür ist, um wieder auf die Texteskritik zu kommen, der Umstand, dass man bei kritischer Behandlung einheitlicher Theile der Litteratur häufig genug mit schwierigen Stellen trotz aller Regeln der Kritik und aller Vorkenntnisse nicht fertig wird, während zu anderer Zeit ganz von selbst die richtige Erklärung oder die evidente Emendation uns in den Schoss fällt.

Deshalb thut man auch sehr recht, bei den Studenten durch mündliche oder schriftliche Disputationen über schwierige Stellen der Autoren die kritische Ader in Fluss zu setzen. Ob, wer solche besitzt, es bis zum Kritiker bringt, wird dann die Zeit lehren.

Weshalb steht nun ein glücklicher Conjectator so tief unter dem Kritiker, d. h. dem Gelehrten, der einheitliche, künstlerisch abgerundete Leistungen in irgend einem Theil der Wissenschaft hinter sich hat?

Desshalb eben, weil, wie oben gesagt, ein glücklicher Conjectator immer auch ein unglücklicher ist, weil eine Vermuthung, die sich auf den Theil eines einheitlichen Ganzen, mag dies nun litterarischer oder anderweitiger Natur sein, bezieht, wenn sie bloss aus augenblicklicher Intuition hervorgegangen, zwar vermöge der geheimnissvollen Wunderkraft unseres Geistes die glänzendste Entdeckung in sich schliessen kann, aber eben so wohl, da sie nicht auf genauster Kenntniss aller für die Herstellung eines einheitlichen, harmonischen Ganzen in Betracht kommenden Momente, noch weniger auf der wissenschaftlichen Combination derselben beruht, eine leere Hariolation sein kann. Denn jene Geistesblitze sind eben, auch bei dem

Begabtesten, verschieden an Häufigkeit wie an Qualität; es gibt eben nichts Vollkommenes unter der Sonne. Dieselbe Natur fördert oft genug, wie in moralischer so in intellectueller Hinsicht, eben so gut Schlacken als Edelsteine zu Tage.

Ganz anders sind die Verdienste der divinatorischen Thätigkeit eines Mannes, der es versteht etwas systematich Abgerundetes, überall ineinander Greifendes, künstlerisch Vollendetes zu produciren.

Ich habe den Kritiker, wenigstens was die Textes-Kritik, auf die ich von neuem zurückkomme, betrifft, so geschildert a. a. O., dass ich einfach dorthin verweisen kann. Die Aufgabe jenes ist weit schwieriger und minder glänzend, schon deshalb, weil die meisten Autoren in kritischer Hinsicht so durchsucht sind, dass nur eine ganz eminente Begabung in ihnen viel Neues zu Tage fördern kann, während andererseits ein grosser Theil des Verdienstes darin besteht, älteren mit Unrecht verschmähten Versuchen der Besserung zu ihrem Rechte zu verhelfen, oder fälschlich Verdächtigtes zu schützen, aber destomehr gibt sie Anspruch auf soliden Nachruhm. Und wenn auch, gemäss der Unvollkommenheit unserer Natur, selbst für den grössten Kritiker, wie Bentley's Beispiel zeigt, Irrungen, selbst schwere, nicht immer zu vermeiden sind, ein Kritiker wird nie den zehnten Theil des Schadens in den Texten anstiften wie ein Conjectator. — Und während man aus den Irrthümern jener viel lernt, lernt man selbst aus den richtigen Resultaten dieser wenig.

Aus dem Gesagten nun ist leicht ersichtlich, was ich von den Adversarien, Analecten, Conjectaneen u. dgl., die heut so sehr beliebt sind, denke.

Gehen dieselben nicht Hand in Hand mit einheitlicher und mit gediegener Behandlung einzelner Autoren, so führen sie fast nothwendig zum litterarischen Bankrott. Und selbst wo sie mit dieser Thätigkeit gepaart sind, kann bei derartigen Publicationen nicht genug Vorsicht empfohlen werden. — Ich will dies durch ein Beispiel, und zwar durch ein recht illustres, belegen.

Welcher Philologe möchte Madwig's Adversaria critica ungedruckt wissen? Gewiss keiner. Es bedarf dies keines Beweises; doch sei zum Ueberfluss auf die bekannten Aeusserungen von M. Hertz verwiesen, welchem Gelehrten Madwig schweres Unrecht zugefügt, und der dies in eben so ruhiger als überzeugender Weise dargethan hat. Und doch kann man behaupten, dass es für den Ruhm Madwigs, nicht für die Wissenschaft, beinah eben so vortheilhaft gewesen wäre, wenn er die Adversaria nicht publicirt hätte. Ich will selbst absehen von Cobet's Urtheil über die Behandlung der griechischen Dichter[1]) — viel schlimmer ist, dass in der eigentlichen Domaine Madwigs, dem Latein, und zwar auch in den Dichtern, Philologen, nicht blos ebenbürtige, wie Ritschl, sondern auch solche die tief unter ihm stehen, Gelegenheit gefunden haben, ihm die bittersten und leider die gerechtesten Vorwürfe zu machen, und nicht etwa bei Problemen der Kritik, sondern wegen der Unkenntniss ganz vulgärer Sachen, z. B. allgemein bekannter metrischer Regeln. Woher kommt dies? Daher, dass Madwig, wie er ehrlich genug war einzugestehen, während andere vorziehen es zu verschweigen, von den bezüglichen Dichtern nur immer einen Theil studirt hatte, weil er sich

1) »quam vellem poetas Graecos et praesertim Atticos non tetigisset« Var. Lect. ed. II p. 403.

ferner überhaupt auf die Dichter einliess, die nun einmal nicht sein Fach sein dürften. Dass gleichwohl auch für die Dichter manches Treffliche geleistet, bin ich am wenigsten geneigt zu bestreiten.

Uebrigens ist, um dies beiläufig zu sagen, der geringe Sinn und der deshalb relativ geringe Erfolg bei Behandlung der Dichter eine beachtenswerthe Besonderheit in Madwig's Ingenium. Denn sonst hat das Studium der griechischen und römischen Dichter die grossen Kritiker immer vornehmlich angezogen, und die feinsten Blüthen ihres Geistes hervorgelockt, was für den, der etwas von antiker Poesie versteht, auch garnicht zu verwundern ist.

Wer es nun in der Texteskritik zu einer einheitlichen Leistung gebracht hat, ist gewiss ein systematischer Kopf: denn grade dies ist der schwierigste Theil der formalen Philologie. Da nun Ritschl ohne Zweifel im Plautus etwas Einheitliches geleistet, trotz aller Fehler und Auslassungen, die eben bei der Grösse und Schwierigkeit der die Kraft eines Einzelnen weit übersteigenden Aufgabe nicht zu vermeiden waren, so war er ein systematischer Kopf, und nicht dem Mangel an diesem, sonderen hauptsächlich dem Mangel an Zeit, theilweise auch seinem langen Kränkeln und anderen Ursachen, ist es zuzuschreiben, dass er nicht eine systematische Grammatik oder Metrik des gesammten Altlatein hinterlassen hat.

Uebrigens hätte schon die abgerundete, einheitliche Behandlung litterarhistorischer Probleme, wie sie Ritschl's kleine Schriften zeigen, dem An. klar machen können, dass Ritschl wirklich ein systematischer Kopf war.

Bedarf es nach dem Gesagten, Herr College, noch eines Beweises, dass der An. ebensowenig als für die wissenschaftliche, für die pädagogische Thätigkeit Ritschl's, sowie für die philologischen und pädagogischen Fragen, die sich an Ritschl's Namen knüpfen, oder ihre Behandlung in der wissenschaftlichen Biographie ein Verständniss hat?

Der An. sagt S. 1480, die Schrift enthalte eine ganze Reihe von Excursen über wichtigere und unwichtigere Fragen aus dem Gebiete der Philologie und Pädagogik, die zum Theil mit Ritschl wenig zu thun hätten. Er zeigt nur wieder seine Gedankenlosigkeit. Meine Schrift gibt sich im Vorwort als eine solche, in der theils eine kritische Darstellung von Ritschl's gelehrter und lehrhafter Thätigkeit enthalten sein, theils im Anschluss daran mein Urtheil über gewisse Fragen der Philologie und Pädagogik vorgelegt werden soll.

Nun sind doch nur drei Fälle möglich: entweder hat Ritschl sich zu den bezüglichen Fragen so gestellt, dass er meinen Beifall erhält, oder so, dass er nicht meine Billigung findet, oder endlich, er hat überhaupt keine Stellung zu ihnen genommen, obwohl sie der Beachtung werth waren. In allen Fällen waren meine Digressionen wohl berechtigt.

Der An. findet, meine Ansicht in Bezug auf die akademische Thätigkeit eines Professors der klassischen Philologie sei von der Ritschl's grundverschieden.

Ich stelle es als die Hauptaufgabe des bez. Professors hin, tüchtige Gymnasiallehrer zu bilden, und daher solle dieser die Studien seiner Schüler (ich füge S. 12 und 13 hinzu »zumeist« und »hauptsächlich«, was der An. verschweigt) auf diejenigen alten Autoren lenken, welche für die Schule am wichtigsten seien. Ritschl aber, wie die Meister des Faches vor ihm, habe geglaubt, es handle

sich darum tüchtige Philologen zu bilden, aus ihnen würden dann später auch tüchtige Gymnasiallehrer hervorgehen.

Herr College, wie konnten Sie diese Recension drucken? Sie werden sehen, dass durch die folgenden Expositionen das Vertrauen des Publicums zu Ihrem Journal unmöglich steigen kann.

Wie es scheint, huldigt der An., dessen Eifer für die Philosophie wir schon kennen gelernt, in Bezug auf das Verhältniss zwischen Philologen und Gymnasiallehrer Darwinschen Theorien, nur leider in umgekehrter Reihenfolge. Wie nach Darwin aus dem Affen durch jahrtausendlange Verbesserung und Veredelung in materieller wie intellectueller Beziehung der Mensch sich entwickelt hat, so entpuppt sich nach dem An. aus dem Philologen durch allmählige Verdünnung und Verdummung zuletzt der Gymnasiallehrer. Ich denke würdiger von diesem um das Wohl der Menschheit so hochverdienten Stande, dem grade auch Deutschland zu so unermesslichem Dank verpflichtet ist; und ich darf den Gymnasiallehrern zu ihrem Trost sagen, dass nicht ich, sondern der An. mit seiner Ansicht sich in verschwindender Minorität befindet.

Ich brauche Ihnen, Herr College, der Sie besser als Ihr An. über meine litterarische Vergangenheit unterrichtet sind, wohl nicht zu versichern, dass ich der letzte wäre, der eine geistlose Dressur der Studenten empfehlen, das wissenschaftliche Element in ihnen unterdrücken möchte. Ein solcher Vorwurf hätte nur Sinn, wenn das von mir zur Bildung von Gymnasiallehrern empfohlene Programm sich als zu eng erwiese.

Darüber werden hoffentlich alle stimmfähigen Richter mit mir einig sein, dass zur Bildung tüchtiger Philologen

und Gymnasiallehrer die formale Philologie zu Grunde gelegt werden muss, nicht etwa epigraphische und antiquarische Uebungen.

In dem Programm nun, das ich S. 12 — 16 für die Bildung der Gymnasiallehrer aufstelle, fehlt nur ein nothwendiges Colleg, die Encyclopädie der Philologie, und mit Recht. Denn diese muss gelesen werden, mag man nun die formale oder, thörichterweise, die reale Philologie der Bildung des künftigen Philologen zu Grunde legen. Ausserdem bildet die Encyclopädie keine Philologen, sondern zeigt nur denen, die Philologen werden möchten, die Wege, die sie dazu einschlagen müssen.

Wie nun? Durch Collegien über Litteraturgeschichte, Metrik und Grammatik (diese, wie S. 8 zeigt, in der weiteren Bedeutung des Wortes genommen), durch Erklärung der S. 13 aufgezählten Schriftsteller, die fast durchweg zu den grössten Meistern des Alterthums in formeller wie materieller Hinsicht gehören, endlich durch ergänzende Erklärungen anderer, an Wichtigkeit diesen zunächst stehenden Autoren, welche ich S. 14, 15 als selbstverständlich bezeichne — durch eine solche Thätigkeit des philologischen Professors sollten keine Philologen gebildet werden? Was würde wohl Ritschl von einem Schüler sagen, der mit solchen Vorlesungen keine Philologen zu bilden im Stande wäre? Er würde sagen, er sei ein Idiot in der Philologie oder in der Pädagogie oder in beidem.

Ich bemerke übrigens ausdrücklich, was freilich für den denkenden Leser der wissenschaftlichen Biographie ausser Zweifel ist, dass ich es für selbstverständlich achte, dass die philologischen Studenten auch Collegien aus dem Gebiet der realen Philologie hören. Nur darf sie nicht

als Grundlage dienen oder gar den ersten Platz einnehmen, weil dies einfach zum Ruin der klassischen Studien auf den Gymnasien führen würde.

Das einzige, was man in Wahrheit meinem Programme entgegenhalten könnte, ist nicht, dass es zu eng sei, sondern im Gegentheil, dass es so weit ist, dass die meisten Universitäten Deutschlands und noch mehr des Auslandes demselben aus Mangel an Lehrkräften nicht ganz zu entsprechen im Stande sein dürften. Dies ist aber etwas rein äusserliches. Möge man eben den Etat für die philologische Abtheilung der Universitäten erhöhen, grade wie für alle andern Fächer, wo dies nöthig ist!

Ich gebe hier ein Verzeichniss der Professoren, die nach meiner Ansicht auf einer philologischen Muster-Universität mindestens vorhanden sein müssten.

1 Ordinarius und 1 Extraordinarius für die formale lateinische Philologie.

Ebenso für die formale griechische Philologie.

1 Ordinarius für alte Geschichte und Geographie.

1 Extraordinarius für römische und griechische Alterthümer, der zugleich für die Epigraphik zu sorgen hätte.

1 Ordinarius für Archäologie und Mythologie.

Sehr wünschenswerth, und nicht bloss für Philologen, wäre auch ein Professor der lateinischen und griechischen Paläographie.

Auf das übrigens so nützliche und achtenswerthe Institut der Privatdocenten ist hier, wie man sieht, keine Rücksicht genommen, und mit Grund. Denn der Bestand von Privatdocenten an den Universitäten ist rein zufällig. Oft sind selbst an einer kleinen mehrere Privatdocenten einer Disciplin, welche die Vorlesungen der Professoren

wirksam suppliren, nicht selten aber sogar an einer grossen nicht ein einziger.

Ich glaube nun, es würden sich die Opfer, welche ein philologisches Personal von dem oben geschilderten Bestande erheischen könnte, von den einzelnen Staaten, selbst kleinen, sehr wohl beschaffen lassen. Die Wissenschaft ist überhaupt in ihren materiellen Forderungen bescheiden: sollte diese ein Staat nicht mehr erfüllen können, so thäte er besser zu abdiciren.

Auch könnte man schlimmsten Falles die Zahl der Universitäten ein wenig beschränken. Deutschland laborirt zwar eigentlich nicht, wie die Schweiz und Holland, an zu vielen Universitäten: gleichwohl glaube ich, dass man schlimmsten Falls ohne Schaden für das geistige Leben des Deutschen Volkes drei bis vier mit andern verschmelzen könnte.

Dies führt mich auf die Frage, wie weit die Existenz der kleinen Universitäten für das Studium der klassischen Philologie förderlich oder hinderlich sei.

Versteht man unter einer kleinen Universität eine solche, die an einem kleinen oder mittelgrossen Ort fundirt ist, so bin ich ihr eifriger Vertreter, ohne jedoch damit zu behaupten, dass die Universitäten in Weltstädten aufzuheben seien. Vielmehr hege ich die Meinung, dass beide, wenn auch aus sehr verschiedenen Gründen, sehr wohlthätig wirken können. Denn die grossen Universitäten bieten dem Studenten manches zur Bildung, sogar ausserhalb seiner Disciplin gelegenes, was er an kleinen oder an seinem künftigen Berufsorte oft vergeblich sucht; die kleinen dagegen sind dem Verkehr mit den Docenten, sowie der Vereinigung harmonirender Naturen zu gemeinsamem Studium günstiger.

Falls man dagegen unter einer kleinen Universität eine derartige versteht, an der das Docenten-Personal und die wissenschaftlichen Hülfsmittel ungenügend sind, so bin ich ihr entschiedener Gegner. Denn ich meine, dass der Staat gegen seine Angehörigen, und was damit gleichbedeutend ist, gegen sich selbst die moralische Verpflichtung hat, jedem Studenten die Möglichkeit zu gewähren. sich an einer Universität in allen Theilen der Wissenschaft, die dieser erkoren, vollständig, nicht bloss theilweise auszubilden, insofern es Vielen wegen ihrer Vermögenverhältnisse oder aus anderen Gründen garnicht möglich ist, mehrere Universitäten zu besuchen. Speciell bei den Philologen, die meist nicht sehr mit irdischen Gütern gesegnet sind, hat es unberechenbaren Schaden gestiftet, dass sie oft genug genöthigt waren sich auf Universitäten zu bilden, die von einer vollständigen Vertretung der wichtigsten Fächer weit entfernt waren.

Meint man, es würde sich so die Zahl der Studenten, die von einer Universität zur anderen gehen, verringern, so gebe ich dies zu, ohne darin einen besondern Schaden zu sehen. Ganz aufhören werden aber diese Zugvögel, um mich so auszudrücken, gewiss nicht, und dies wäre auch nicht zu wünschen. Vielmehr werden immer viele junge Männer, sei es um studentischer Divertissements willen, sei es umgekehrt, um ruhiger zu arbeiten, sei es endlich um den Unterricht berühmter Gelehrten zu geniessen, sich nicht mit einer Universität begnügen. Denn wenn auch die Quantität der philologischen Lehrer überall gleich wäre, die Qualität wird natürlich immer differiren.

Eine Verstärkung der Lehrkräfte an den kleineren Universitäten scheint mir übrigens auch deshalb geboten, um

die Präponderanz der grossen zu brechen, die leicht für die Freiheit der Wissenschaft sehr bedenkliche Folgen haben kann.

Was die Zeit des akademischen Studiums betrifft, so pflegen schon jetzt die meisten Studenten der Philologie, in Folge des Anwachsens der Wissenschaft und der Anforderungen, dem Triennium ein Quadriennium zu substituiren; es würde nichts schaden, dies gesetzlich zu fixiren. Verbleibt ein Student noch länger auf der Universität — desto besser.

Sollte man den oben exponirten Rathschlägen Beachtung schenken, so würde — ich glaube es verbürgen zu können — dies die segensreichsten Folgen haben. Es wäre dann möglich, was jetzt an vielen Universitäten selbst bei der aufopferndsten Hingebung, dem grössten Lehrtalent der Docenten nicht wohl zu erfüllen ist, dass jeder Student der klassischen Philologie, dem es nicht ganz an Talent und Eifer gebricht, die Universität verliesse als ein tüchtiger Philologe, als ein im besten Sinn des Wortes liberal gebildeter Kenner des Alterthums, eine verkörperte Verneinung der noch immer nicht ausgestorbenen Species des Doctor umbraticus, den Ruhnken so meisterhaft geschildert. Es würde ihm zu dem erfolgreichsten Unterricht nichts mangeln als die Kenntniss der praktischen Kunstgriffe der Pädagogik, die nun einmal lediglich durch die Praxis erlernt werden können. Abgesehen hiervon würden sich die Begriffe »tüchtiger Philologe« und »tüchtiger Gymnasiallehrer« decken, was jetzt keineswegs immer der Fall ist.

Ich brauche wohl nicht zu bemerken, dass ich keineswegs meine, es solle der Gymnasiallehrer nach dem Eintritt in's Amt der Beschäftigung mit der Wissenschaft Lebe-

wohl sagen. Hat selbst unter den akademischen Professoren nie Jemand, und wäre er der begabteste Mann gewesen, am Ende seines Lebens sich einer vollständigen Kenntniss des klassischen Alterthums rühmen können (die Unermesslichkeit des Stoffes hindert dies) —, wie sollte ein Student — und wäre er mit Intellect und Gedächtniss noch so reich ausgestattet, wäre er ferner, was hierbei ungemein wichtig, noch so gut vorbereitet zur Universität gekommen — am Ende des Trienniums oder Quadrienniums auf seinen Lorbern ruhen dürfen! Vollständig aber soll er eingeweiht sein in die Methode, damit er, um mich eines populären Ausdrucks zu bedienen, wisse, wo Barthel Most holt, damit er selbst erkenne, welche Wege er einzuschlagen hat, wenn er irgendwo seine Kenntnisse suppliren oder auch frei produciren will. Und dies ihm beizubringen ist die erste Pflicht und Aufgabe des Professors, nicht etwa seinen Kopf mit wüstem und ungeordnetem Notizenkram oder mit endlosen Citaten zu füllen.

Doch ich kehre wieder zum An. zurück.

Er meint offenbar, ich hätte zuerst den Gedanken gefasst, dass die erste und wichtigste Pflicht eines Professors der klassischen Philologie sei, tüchtige Gymnasiallehrer zu bilden. Wahrlich, es stände schlimm mit der kulturhistorischen Aufgabe der klassischen Philologie, eine Lehrerin und Bildnerin der Völker zu sein, schlimmer noch mit dem Urtheil oder der Ehrlichkeit der frühern Philologen, wenn er recht hätte. Er beweist aber auch hier nur seine Unwissenheit.

Von Lachmann z. B. zeigt sowohl die Kenntniss seiner Lehrthätigkeit als auch die Biographie von M. Hertz, dass er die Heranbildung von Gymnasiallehrern als die erste

und wichtigste, natürlich nicht die einzige, Aufgabe der philologischen Professoren ansah. Von M. Haupt, der zwar durch gewisse Mängel, die ihm anhafteten, verhindert war in der klassischen Philologie eine eigentliche Schule zu bilden, aber übrigens ein vorzüglicher Docent war, weiss ich es aus seinem eigenen Munde, dass er ganz derselben Ansicht war. Ein Blick auf Böckh's, auf Hermann's akademische Thätigkeit zeigt eben dies. Und hat der grösste aller Deutschen Philologen, F. A. Wolf, dem vor allen der Deutsche Gymnasiallehrerstand seine Hebung verdankt, wohl anders geurtheilt? Nur die völlige Unkenntniss von Wolf's pädagogischer Thätigkeit kann dies behaupten. Man kann sogar sagen, dass unter allen grossen Philologen Deutschlands von Wolf bis auf Ritschl kein einziger der entgegengesetzten Ansicht war. Selbst Ritschl hat, soweit mir bekannt, niemals, weder öffentlich noch privatim, behauptet, dass er die Bildung von Gymnasiallehrern nicht als die erste und wichtigste Aufgabe der philologischen Professoren ansähe, er vermerkte es vielmehr stets sehr übel, wenn man ihm vorwarf, dass er keine Gymnasiallehrer bilde. — Wie wäre es auch anders möglich gewesen?

Wenn der philologische Professor seine Collegien nicht den Bedürfnissen der künftigen Gymnasiallehrer accommodirt — für wen soll er sie dann einrichten?

Etwa für die wenigen Dilettanten, die humanistischer Zwecke wegen philologische Collegien zuweilen hören? — Das wird doch selbst der An. nicht behaupten.

Oder für die künftigen akademischen Docenten? — Aber wie klein ist diese Zahl gegen die, welche die Gymnasialcarriere einzuschlagen beabsichtigen. Auch weiss wohl fast nie ein Student, wenn er zur Universität kommt,

ob er später die akademische Laufbahn einschlagen wird. Viele wissen dies selbst in den ersten Jahren, ja sogar nach Beendigung des Studiums noch nicht genau. Noch andere gehen später von dieser Carriere in die andere über, und umgekehrt. Oder sollten etwa wenigstens für die künftigen akademischen Docenten besondere Collegien und Uebungen eingerichtet werden? Das geht aus den eben dargelegten Gründen auch nicht. Ausserdem würde dies bedenklich an chinesische Institutionen erinnern.

Es würden nun die von mir und den oben genannten Männern vertretenen Ansichten nur dann einem begründeten Vorwurf unterliegen, wenn die Absicht vorgewaltet hätte, die Studenten zum Staatsexamen abzurichten oder, um mich eines studentischen Ausdrucks zu bedienen, einzupauken, aus ihnen nicht tüchtige Philologen zu machen. Das aber kann kein Verständiger annehmen.

Ritschl wurde durch seine plautinischen Studien, auf die er sich schon in jungen Jahren warf und die er dann mit allem, was sich an diese knüpfte, bis zum Lebensende eifrigst gepflegt hat, veranlasst einen grossen Theil seiner lehrhaften Thätigkeit in Colleg und Seminar aus dem alten Latein zu nehmen. Auch sonst berücksichtigte er die Bedürfnisse der Gymnasien nicht genug. In pädagogischer Hinsicht war dies aus dem Grunde, den ich mit den Worten eines feinen Kenners von Ritschl's Ingenium, Herrn Pomjalowsky, S. 66 der wissenschaftlichen Biographie wiedergegeben habe, durchaus nicht so schädlich, als es hätte sein können. Doch verschwiegen durfte der S. 65 ausgesprochene Tadel nicht werden, um so weniger, als unter Ritschl's Schülern, auch unter den besseren und bedeutenderen, manche sind, deren pädagogische Thätigkeit eine entschiedene Nachfolge jener Einseitigkeit Ritschl's, ja ein Ueberbieten derselben zeigt. Gewänne diese auf den Deutschen Universitäten die Oberhand, so würde dies für die klassischen Studien kaum minder verhängnissvoll sein, als wenn die reale Philologie zur Grundlage der akademischen und gymnasialen Jugendbildung gemacht würde.

Ich glaubte mich um so mehr über diesen wichtigen Punkt offen aussprechen zu können, als ich, mag ich auch an einzelnen Schülern Ritschl's wenig Geschmack finden, der Schule als solcher nicht im mindesten feindlich gegenüber stehe, wir vielmehr ganz einig sind in dem wichtigsten Punkte, nämlich, dass die formale Philologie die Grundlage alles philologischen Studiums sein und bleiben muss, indem man von ihr leicht zur realen Bildung, aber nicht in gleicher Weise umgekehrt von der realen zur formalen gelangen kann.

Ich gehe jetzt zu der zweitwichtigsten Aufgabe des Professors der klassischen Philologie über, zur Bildung akademischer Docenten, indem ich zunächst auf das verweise, was ich S. 10 der wissenschaftlichen Biographie bemerkt habe.

Auf welchem Wege kann der philologische Professor der zweiten, auch wesentlichen Aufgabe, Gelehrte heranzuziehen, welche nach ihm auf den Universitäten die Wissenschaft durch Schrift und Wort würdig fördern, am besten Genüge leisten?

Zunächst ist natürlich erforderlich wissenschaftliches Urtheil, um bei den Uebungen und bei persönlichem Verkehr die guten Einfälle der Studenten von den schlechten, die ausgezeichneten von den leidlichen zu sondern.

Ferner bedarf es des pädagogischen Tactes. Mag ein

Gelehrter in seinen Schriften noch so scharf sein — Studenten gegenüber soll er immer so milde wie möglich auftreten, immer eine lebendige Illustration des alten Spruches »didicisse fideliter artes emollit mores.« Nur da bedarf es der Energie, wo es darauf ankommt, die anmassende Unwissenheit oder Gedankenlosigkeit zurückzuweisen, oder die Neigung zum Phrasenmachen zu unterdrücken, oder entschiedene Talente vom falschen Wege zurückzuhalten. Sonst aber sollte bei allen Verirrungen der Studenten, zumal wenn man es mit einer tüchtigen, nur noch nicht — was ja in jungen Jahren so natürlich — zur Klarheit herausgearbeiteten Natur zu thun hat, die möglichste Schonung und Nachsicht vorwalten. Der Schade, den ein Professor durch abstossendes, terrorisirendes Benehmen begabten, schüchternen Studenten gegenüber anrichten kann, ist unberechenbar. Ist jedoch einem Docenten die Grazie von der Natur versagt, so erscheint es immer noch besser, wenn er grob als wenn er ironisch ist. Denn gegen Grobheit kann sich der Student allenfalls vertheidigen; gegen Ironie aber ist er dem an Wissen und Leistungen so weit überlegenen Lehrer gegenüber wehrlos. Ausserdem wirkt Ironie wie ein Sturzbad auf jugendliche Begeisterung.

Im übrigen, glaube ich, ist die äusserste Vorsicht anzuwenden, bevor man einem begabten Studenten zur Ergreifung der akademischen Carriere räth. Zunächst deshalb, weil sich während der Universitätsjahre nur in ganz einzelnen Fällen, bei besonders hervorragenden Naturen, wird feststellen lassen, ob der Betreffende ein Kritiker ist oder bloss eine kritische Ader hat. Ferner ist das künftige Schicksal eines Privatdocenten bei der geringen Zahl von Professuren und der verhältnissmässig grossen Um-

lagerung und Umwerbung der einzelnen Stellen ein sehr ungewisses. Bei dem Erfolg geben hier häufig noch andere Sachen den Ausschlag als wissenschaftliche Leistungen und Lehrbegabung. Ich bin deshalb der Meinung, es solle ein Professor nie zur Betretung der akademischen Laufbahn ermuntern, ausser wenn er zugleich von der aussergewöhnlichen Begabung eines Schülers fest überzeugt ist und genug Einfluss besitzt, um wenigstens mit einiger Sicherheit zu hoffen, es werde sich die Zukunft des so Ermunterten sicher stellen lassen.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, eine Ansicht Lachmanns, der leider in philologischer wie pädagogischer Hinsicht heutzutage von Vielen viel zu wenig beachtet wird, zu adoptiren und kräftig zu vertreten.

Lachmann[1]) war der Meinung, man solle die Habilitation der Privatdocenten frühstens drei Jahre nach der Doctorpromotion, also der Vollendung des akademischen Trienniums oder Quadrienniums, gestatten, weil eine längere Vorbereitungszeit ganz besonders dazu diene, »die Einseitigkeiten, Lücken und Mängel der bisherigen Ausbildung zu entfernen.« Ein vortrefflicher, Lachmann's würdiger Gedanke! Ritschl war bekanntlich in dieser Hinsicht laxerer Ansicht, nicht immer zum Vortheil der Sache. — In der That ist bei dem heutigen Umfang der philologischen Disciplinen es schwer möglich, dass ein angehender Docent anders eine einigermassen umfassende Kenntniss derselben, ja selbst nur eine recht gründliche Kenntniss in seinem speciellen Fach habe, ohne jener Forderung Genüge zu leisten. Die Meinung, es lasse sich später vieles suppliren,

[1]) vgl. die Biographie von M. Hertz, S. 79.

ist sehr zweifelhaft. Denn der Privatdocent ist mit dem Ausarbeiten seiner Vorlesungen, sowie wissenschaftlicher Werke, die ihm den Weg zur Professur bahnen sollen, vollauf beschäftigt. Ist er aber Professor geworden, so muss er gewöhnlich den Kreis seiner Vorlesungen noch erweitern, ausserdem kommen die Examina und andere amtliche Geschäfte, endlich noch, falls er nicht, was doch kaum zu billigen, es vorzieht auf seinen Lorbeern zu ruhen, weitere wissenschaftliche Productionen. Dies alles hindert, in dem Masse »Einseitigkeiten, Lücken und Mängel« der Ausbildung auf der Universität zu beseitigen, als nöthig wäre. Diese Pflicht aber hat der Docent eben so sehr gegen sich als gegen seine Zuhörer. Denn nur durch umfassende Gelehrsamkeit vermag er es, den übrigen namhaften Gelehrten derselben oder früherer Zeit gerecht zu werden, seinen Zuhörern Achtung und Sympathie für die grossen Geister des klassischen Philologie einzuflössen, bei seinen eigenen Forschungen, wie bei denen, die er anregt, gehörig der Wahrheit zu dienen. Andernfalls kann ihm leicht ein ähnlicher Vorwurf zu Theil werden, als man Seneca in Bezug auf seinen Schüler Nero machte: er habe ihn vom Studium der alten Redner ferngehalten, um ihn desto länger in der Bewunderung der Beredsamkeit seines Lehrers zu bannen.

Es sollte also von Staatswegen eine Bestimmung, wie die von Lachmann gewünschte, für die Habilitation festgesetzt werden.

Man entgegne nicht, die Concurrenz in der Wissenschaft müsse frei sein, man solle das Talent nicht hemmen, und was dergleichen Phrasen mehr sind.

Die Wissenschaft ist kein Handelsartikel; anders ist der Weg des Gelehrten und anders der des Börsenfürsten.

Um einen grossen Gelehrten zu bilden, bedarf es ferner nicht blos des Talents, sondern ebensosehr der Gelehrsamkeit (von der er ja den Namen hat), die nur durch gründliches Studium erlangt wird, und ohne die selbst das Genie in der Wissenschaft häufig nichts machen kann.

Gewichtiger ist etwas anderes. Man könnte einwenden, dass in unseren materiellen Zeiten, wenn der Zutritt zur akademischen Lehrthätigkeit in besagter Weise erschwert würde, sich die Zahl der Privatdocenten, der Pflanzschule künftiger Professoren, in bedenklicher Weise vermindern könnte.

Aber auch dagegen liesse sich wohl Rath schaffen, theils indem man junge Doctoren der Philologie, die von gewichtigen Autoritäten empfohlen sind, wenn sie dessen bedürfen, während der Zeit, bevor sie sich habilitiren, liberal unterstützte, theils indem man tüchtige Kräfte nach der Habilitation so schnell als irgend möglich beförderte.

Zum Schluss ärgert sich der An., der, wie es scheint, Gräcist ist — Latinist wenigstens ist er nicht, wie wir gesehen haben —, dass ich Cobet den ersten Gräcisten dieses Jahrhunderts genannt habe, und fragt, ob mir der Name Lobeck niemals — ich gebe des An. eigene Worte — donnernd an's Ohr geschlagen sei. — Ich kann ihm versichern, dass mir Lobeck's Name ebensowenig als der G. Hermann's unbekannt ist. Es leitete mich aber bei meinem, durchaus nicht von persönlicher Sympathie bestimmten, Urtheil die Meinung, dass Hermann und Lobeck, mögen sie auch an Kenntniss der Arbeiten neuerer Gräcisten Cobet weit überlegen, an Belesenheit in den griechischen Autoren ihm gleich sein, doch an ingeniöser Divination und subtiler Beobachtung und Scheidung inner

halb des griechischen Sprachgebrauchs, speciell was Ionismus und Atticismus betrifft, ihm nicht ganz gleich sind. — Ausführlich habe ich mich über Cobet's Vorzüge und Mängel S. 117 ff. der Geschichte der klassischen Philologie in den Niederlanden ausgesprochen. Dass mein Urtheil in der wissenschaftlichen Biographie noch günstiger ausgefallen, ist theils dem erneuten Studium seiner Arbeiten, theils seinen seit 1869 erfolgten Publicationen zuzuschreiben.

Ich benutze aber diese Gelegenheit, um die Meinung auszusprechen, dass überhaupt von manchen Grächisten Deutschlands dem grammatischen wie dem syntaktischen Theil der griechischen Philologie nicht die Wichtigkeit beigelegt zu sein scheint, die sie verdienten. Ob dies im Augenblick überall geschieht, ob was die Vorlesungen über Grammatik und Syntaxis, sowie über die für den Studenten der Philologie wichtigsten Autoren des alten Griechenlands betrifft, nicht manche Universitäten Deutschlands zur Stunde bedenkliche Lücken zeigen — darüber mögen andere entscheiden.

Ich wähle ein paar Beispiele aus der Vergangenheit.

Böckh's Ingenium war freilich so universal, dass es keinen Theil der griechischen Alterthumskunde ausser Acht liess. Aber doch tritt, wenn ich nicht irre, die Behandlung der Grammatik und Syntaxis bei ihm in Vergleich zu den Productionen auf vielen andern Gebieten der griechischen Philologie zurück. Noch mehr gilt dies für seinen grossen Schüler, den allzufrüh gestorbenen Otfried Müller, und am übelsten dürfte es in dieser Hinsicht mit Welcker stehen.

Sollte alles, was ich eben über Cobet u. s. w. gesagt, unbegründet sein, so werde ich mich freuen, von namhaften

Grächisten mit Beweisen und sachlichen Gründen des Gegentheils überführt zu werden. Nur möge man in diese Fragen nicht chauvinistische Vorurtheile und nationale Eitelkeit einmischen, mit denen die Wissenschaft nichts gemein hat. Das beste Mittel für ein Volk, um immer an der Spitze der Bildung und Gelehrsamkeit zu marschiren, ist wenn es glaubt, es marschire nicht an der Spitze.

Ich bin, Herr College, am Ende meiner Entgegnung angelangt — aber erwarten Sie keine Wiederholung derselben! Ich glaube für jeden, der nur ein Fünkchen Wissen, Geist und Methode, nur ein Körnchen Unbefangenheit hat — denn leider sind einige, zum Glück wenige, und meist untergeordnete, Philologen meiner Heimath von einem, man kann nur sagen: stupiden Hass gegen mich erfüllt, so weit ich sehe, doch nur, weil ich gern meinen eigenen Weg gehe und ein abgesagter Feind aller Coterien und alles erschlichenen Ruhmes bin —, für alle in Betracht kommenden also glaub' ich nachgewiesen zu haben, dass Ihr An. zu tief steht, um auch nur das Wesen einer wissenschaftlichen Biographie zu begreifen, geschweige um über sie urtheilen zu können. Nicht um ihn zu widerlegen schrieb ich diese Entgegnung, da ich Wichtigeres zu thun habe, und sehr gering von dem Wissen und dem Urtheil meiner deutschen Fachgenossen denken müsste, wenn ich diese Recension einer Wiederlegung bedürftig hielte, sondern theils weil ich hoffen durfte, Sie und das Publicum durch eigene Expositionen vergessen zu machen, welchem Anlass sie entsprungen war, theils um Sie durch ein ausführlich motivirtes Beispiel zu veranlassen, künftig grössere Sorge und Aufmerksamkeit auf die Wahl derer zu wenden, denen Sie Recensionen innerhalb des Gebietes der klassischen Philologie anvertrauen.

Denn ich kann Ihnen nicht verhehlen, dass grade in dem letzten Lustrum ziemlich viel Recensionen philologischer Bücher in dem Lit. Centralbl. erschienen sind, die, nach meiner Ansicht, mochten sie auch nicht so tief stehen als die eben zurückgewiesene, viel, sehr viel zu wünschen liessen, sowohl was die gründliche Kenntniss der besprochenen Schriften und das feinere Verständniss der Intentionen ihrer Autoren, als auch was die Vertheilung von Lob und Tadel betraf, ob auch alles, wie zuweilen geschehen, in der bewusstesten, selbstgefälligsten Form vorgetragen war.

Nun sind freilich, bei den weiten Zielen, die sich das Lit. Centralbl. gesteckt hat, ungerechte Recensionen garnicht zu vermeiden, und Niemand wird es tadeln, dass Sie innerhalb der Wissenschaften, in denen Sie wenig oder gar nicht zu Hause, also ganz auf fremden Rath angewiesen sind, mitunter fehlgreifen. — Die Schwierigkeit für Sie wird noch grösser durch das Princip, möglichst kurze Recensionen zu bringen, so dass diese nur ganz ausnahmsweise über das schon ungern gewährte Maximum von 120 Zeilen hinausgehen. Freilich stiftet eine kurze Recension, wenn sie unparteiisch, sachkundig und verständig geschrieben ist, mehr Nutzen als eine lange: aber dafür ist sie auch desto schwieriger. Was der Dichter sagt:

> Oftmals zeichnet der Meister ein Bild durch wenige Striche,
> Was mit unendlichem Wust nie der Geselle vermag;

gilt mindestens ebensosehr für Kritiken als für die Werke freier Schöpfung. Es ist unendlich schwerer, in wenigen Zeilen Inhalt, Ziel und leitende Gedanken, Vorzüge und Mängel einer Schrift klarzustellen als auf vielen Seiten. Es sollten also kurze Recensionen immer nur von Meistern der Wissenschaft verfasst werden: jeder weiss aber, dass

grade ältere Gelehrte — unter denen doch naturgemäss die Meister am ersten zu finden sind — oft überhaupt wenig Neigung zum Recensiren verspüren, sei es, sie dass die Schwierigkeit einer guten Recension besser erkennen als das jüngere Geschlecht, sei es, dass sie mit Werken selbständiger Production vollauf beschäftigt sind.

Indessen dies alles möchte vielleicht noch minder in's Gewicht fallen. Sehr bedenklich oder vielmehr entschieden schädlich aber ist der Grundsatz, den ein Blick auf das Lit. Centralbl. erkennen lässt, und den Sie zum Ueberfluss mir einmal persönlich ausgesprochen haben, von jedem erschienenen Werk so schnell als möglich eine kritische Anzeige zu liefern. Dieser trägt, wenn ich nicht irre, die Hauptschuld an den verunglückten Recensionen Ihres Journals. Soweit ich absehe, hat niemand an schnellen Recensionen eines Buches ein Interesse, ausser dass sich etwa der Verleger, des Absatzes wegen, recht bald eine möglichst vortheilhafte Kritik wünschen mag — und ich weiss, wie wenig dies für Sie massgebend ist. Sonst hat aber weder der Autor noch die Wissenschaft ein Interesse, dass eine Schrift schnell, sondern dass sie gerecht und fruchtbringend recensirt werde. Dasselbe gilt für das Publicum. Denn schlimmstenfalls ist es besser, wenn dieser oder jener ein schlechtes Buch liest, weil er nicht rechtzeitig davor gewarnt ist, als wenn er ein gutes Buch vernachlässigt, weil eine vorschnelle und unreife Recension ihn abgeschreckt.

Wenden Sie dies einmal auf den vorliegenden Fall an!

Am 22. September berichtete das Lit. Centralbl., dass in der Woche vom 8. bis 15. d. M. unter andern neuerschienenen Schriften auch meine Schrift in der Redaktion niedergelegt sei — bekanntlich pflegen die von den Verlegern an

die kritischen Zeitschriften verschickten s. g. Pflichtexemplare immer vor der buchhändlerischen Versendung von Novitäten oder spätestens gleichzeitig ausgetheilt zu werden. — Und siehe da! Sechs Wochen darauf, am 27. October, als das Buch noch kaum recht in's Publicum gelangt war, findet sich im Lit. Centrabl. fix und fertig eine ausführliche »Kritik« der wissenschaftlichen Biographie Ritschl's. Bis zur Stunde, Ende des Jahres 1877, ist dies die einzige Kritik, von der ich gehört. Ich hoffe Ihnen klar gemacht zu haben, Herr College, dass es für Ihr Journal besser gewesen wäre, Sie hätten nach eben so viel Jahren eine Kritik gebracht — oder auch gar keine — als diese. Um bei der zweiten Möglichkeit einen Augenblick zu verweilen — es kann für den Herausgeber einer Zeitschrift, wie das Lit. Centralbl., oft schwer werden, einer Schrift, die er recensirt wünscht, gerecht zu werden, wenn entweder der Autor viel Gegner in der gelehrten Welt hat, oder nur Wenige auf dem gleichen Gebiet competent und diese zu einer Recension nicht willig sind. In diesem Fall gibt es ein sehr einfaches Mittel — man recensire gar nicht! Es wird bei dem verständigen Publicum einer kritischen Zeitschrift nie zum Vorwurf gereichen, wenn in ihr Werke übergangen sind, sondern nur, wenn sie Recensionen bringt, die unwissend und gedankenlos sind.

Bedenken Sie nur, Herr College, wieviel Schaden z. B. die in Rede stehende Recension einem Anfänger in der Wissenschaft hätte bringen können! Konnte sie nicht einem solchen die Carriere erschweren oder gar ihm die Lust am wissenschaftlichen Produciren verleiden? Denn es ist immer misslich, auf eine Recension, mag sie noch so tief stehen, zu antworten. Das vulgus, also die grosse Majorität, im

Leben wie in der Wissenschaft, das stets, wie Tacitus sagt, ad deteriora promptum ist, wird in neun Fällen von zehn unbedenklich behaupten, dass nicht wirkliches Unrecht, sondern gekränkte Eitelkeit dem Erwidernden die Feder in die Hand gegeben.

Mit Rücksicht auf die oben geschilderten Schwierigkeiten und Mängel verdient es noch alle Anerkennung, dass das Lit. Centralbl., mögen auch noch so viele verunglückte und verkehrte Recensionen untergelaufen sein, doch in der Fälle Mehrzahl, soweit mein Urtheil reicht, sich auf eine nicht unrühmliche, für die Wissenschaft nicht unerspriessliche Weise seiner Aufgabe erledigt hat.

Was die im Lit. Centralbl. beliebte Anonymität betrifft, so habe ich, wie viele Gelehrte, die für Sie geschrieben, von derselben keinen Gebrauch gemacht. Denn es war wohl nie ein Leser im Zweifel, wen die Buchstaben »q. s. f. s. p.« bezeichneten, selbst abgesehen, dass ich es an äusseren Indicien nicht fehlen liess.

Doch kann ich Schopenhauer's bekannte Ansichten über anonyme Recensionen nicht billigen, meine vielmehr, dass bei Recensionen gelehrter Journale, grade wie bei den Leitartikeln und Correspondenzen der politischen Blätter, ziemlich ebensoviel für die Anonymität spricht als dagegen.

Wenn in anonymen Recensionen sich Hass und Neid bequemer Luft machen können als in gezeichneten, so bieten diese wieder der Augendienerei und Servilität gegen einflussreiche Grössen der gelehrten Welt ein günstigeres Feld. Wenn, geschützt durch die Anonymität, zuweilen die unbedeutendsten Persönlichkeiten über die grössten Geister straflos zu Gericht sitzen, so hat die Anonymität wieder das Gute, dass, wenn ein Gelehrter ersten Ranges, der doch

auch irren kann, ungerechten Tadel über ein Werk ausgiesst, dies dem Betroffenen weit weniger schadet, als wenn jener das Urtheil mit der Autorität seines Namens gestützt hätte.

Kurz ich halte diejenigen für Ideologen, die meinen, es würden mit dem Schwinden der Anonymität auch die ungerechten Kritiken aufhören. Vielmehr werden die schlechten Recensenten genau so lange bleiben wie die schlechten Schriftsteller, d. h. vermuthlich bis an's Ende der Welt — denn beide ergänzen sich wechselseitig.

Nur sollten die Vertreter anonymer Recensionen, wenn solche, wie offenbar die in Rede stehende, von jungen, in der Wissenschaft wenig bekannten Persönlichkeiten herrühren, diesen, zumal Gelehrten von einigem Namen gegenüber, stets die grösste Rücksicht und Bescheidenheit zur Pflicht machen.

Prüfen Sie einmal darauf hin, geehrter Herr College, die Recension der wissenschaftlichen Biographie!

Wie stets, ist auch hier mit der Unwissenheit und Gedankenlosigkeit im Bunde der Dritte die Ueberhebung.

Bis hierher wendet sich das Supplement der wissenschaftlichen Biographie Ritschl's zuerst an Sie. Das Folgende appellirt nicht in gleicher Weise an Ihre Adresse. Es ist zunächst bestimmt für die Vertreter der klassischen Philologie, erst in zweiter Instanz für die Uebrigen, soweit sie den Fragen der klassischen Philologie irgend welches Interesse entgegenbringen. Sollten Sie auch das Epimetron lesen, so wird dies für mich eine Ehre und ein Vergnügen sein. Für meine Zwecke nothwendig ist es nicht.

Ich bleibe mit schuldigen Gefühlen

St. Petersburg, den 27. December 1877. Ihr ergebenster

L. Müller.

Epimetron.

Ich kann dem freundlichen Publicum nicht verhehlen, dass ich an der Schrift über Ritschl ein besonderes Wohlgefallen empfinde — und wie ich oben gezeigt, nicht ich allein. Zum Beweis für jenes mag es gelten, dass ich jetzt, lange nach Beendigung des Druckes, obwohl ich — im Gegensatz zu den Behauptungen Böswilliger — der strengste Richter meiner Arbeiten bin und unermüdlich an ihrer materiellen und formellen Vollendung feile, auch wenn sie längst die Presse verlassen — dass ich noch jetzt kein Jota in ihr gestrichen sehen möchte. — Oder vielmehr doch ein Jota, damit ich nicht die Unwahrheit sage. Ich bitte nämlich, S. 13 zu lesen *στῶ*, nicht *στῷ*, wie gedruckt ist. Die Setzer hatten mit einer bessern Sache würdigem Eifer statt des ersten Buchstabens hartnäckig ein Omikron gesetzt, und bei dem lange vergeblichen Bemühen, ihnen den richtigen Buchstaben klar zu machen, entging mir ihr zweiter Fauxpas. — Noch sonst sind ein paar Druckfehler mir aufgefallen: doch verlohnt es sich nicht, sie zu notiren, ausser dass ich S. 24 Z. 10 zu lesen bitte: Bei seiner Beurtheilung.

Doch um zu wesentlicherem zu kommen — es kann bei Menge und Wichtigkeit der in der wissenschaftlichen Biographie behandelten Gegenstände, sowie bei den engen Gränzen, die ich dieser gesteckt hatte, niemand verwundern, dass gar manches dort übergangen, anderes kürzer behandelt ist, als manchem wünschenswerth war. Deshalb gebe ich

hier noch ein Epimetron, indem ich zuerst mich an die Beantwortung einiger von wohlmeinender Seite gestellten Anfragen mache.

Ein hochgeschätzter Freund in München schreibt mir, dass er sich im Ganzen mit den von mir in der wissenschaftlichen Biographie dargelegten Ansichten vereinigen könne, über einiges aber noch genauere Auskunft wünsche. — Zunächst ersucht er mich, die Autoren, deren Interpretation, nächst den S. 13 hervorgehobenen, ich S. 14, 15 als selbstverständlich bezeichne, genauer zu definiren.

Dieselben zerfallen meiner Ansicht nach, will man ganz streng sichten, in drei Klassen, wobei es aber leicht vorkommen kann, dass ein Autor zugleich zweien, gelegentlich sogar allen dreien angehört.

Zunächst kommen also solche Schriftwerke in Betracht, die gleichsam als Vorschule zu den S. 13 angegebenen, wichtigsten dienen können, indem sie zu deren Erklärung und Verständniss wesentlich beitragen.

So würden Antiphon und Andocides mit Rücksicht theils auf Thucydides, theils auf die spätere Entwickelung der attischen Beredsamkeit verwerthet werden können, ebenso als Gegenstück zu Demosthenes Aeschines, der übrigens auch zuweilen in den Gymnasien gelesen wird. So werden sich mit Beziehung auf Horaz die Fragmente der griechischen Lyriker und Jambiker vortrefflich zu einem Colleg eignen — wohlgemerkt zu einem Colleg, nicht zu Uebungen in Seminarien, insofern überhaupt Fragmente nicht zu solchen Uebungen verwendet werden sollen! So könnte Lucrez, mit Heranziehung der Fragmente des Ennius und Lucilius, eine treffliche Vorschule für Virgil, Catull mit den übrigen »cantores Euphorionis« eine gleiche für Virgil und Horaz sein.

An zweiter Stelle sind zu tractiren solche Autoren, die entweder durch ihren ästhetischen Werth oder durch das Bedeutende ihres Inhalts hervorragen und so zur richtigen Würdigung, zum gründlichen Verständniss des Alterthums beitragen. In der ersten Hinsicht kämen z. B. in Betracht von den Griechen Pindar und Aristophanes (der übrigens auch hin und wieder auf Schulen gelesen wird), von den Römern Tibull und Properz; in der zweiten dort Polybius, hier die noch lange nicht genügend verwerthete Naturgeschichte des Plinius, diese natürlich in Auswahl.

Während die bisher bezeichneten Autoren sich vornehmlich zu Collegien eignen, würden die an dritter Stelle folgenden am besten zu Seminarübungen passen.

Es werden nämlich ferner heranzuziehen sein Werke, für welche durch Methode und Geist innerhalb des Gebietes der formalen Philologie ausgezeichnete Ausgaben vorliegen, zweitens solche, in denen noch viel zu bessern, also dem divinatorischen Scharfsinn viel Spielraum geboten ist. In beiden Arten dürfte auch stets ein dankbares Feld zu grammatischen oder metrischen Observationen sein.

Was die zweite Species von Autoren betrifft, so muss natürlich jeder Docent nach seiner eigenen Erfahrung wählen: nur möchte ich den Rath beifügen, solche Werke für Behandlung in Seminarien auszusuchen, bei denen Conjecturen mit der Hand, aber nicht mit dem ganzen Sack zu streuen sind. Denn zunächst muss der Schwerpunkt der Uebungen in die Interpretation sowie in die grammatische und metrische Observation, nicht in die Conjecturalkritik gelegt werden, auf dass der Student nicht meine, Philolog und Conjectator sei ganz dasselbe. Auch verwirrt es, wenn zu oft der ruhige, folgerechte Gang der Interpretation durch

nothwendige Besserung einer bisher ungeheilten Stelle aufgehalten wird.

In Bezug auf die zuerst genannten Autoren kämen z. B. in Betracht Horaz und Terenz wegen Bentley's, Lucrez wegen Lachmann's, Plautus wegen Hermann's und zumal Ritschl's. Denn man irre sich nicht, Plautus und Terenz sind weder in ästhetischer noch in materieller Hinsicht so wichtig für den künftigen Philologen, dass sie unter die sub Nr. 1 und 2 verzeichneten Autoren zu rechnen wären. Was von ihnen wichtig ist, gehört in Vorlesungen über Grammatik, Metrik und Litteratur.

Uebrigens zeigt schon die Fülle der für die Interpretation in Betracht kommenden Autoren, wie begründet die oben ausgesprochene Forderung war, dass für die formale Philologie auf jeder Universität mindestens vier Professoren vorhanden seien.

Da ich eben von den Uebungen der Studenten sprach, so gestatte man mir eine Digression, um so eher, als eigentlich diese ganze Schrift nur aus Digressionen besteht.

Möge man ja nie vernachlässigen, bei Erklärung eines Autors im Seminar auch eine Uebersetzung zu fordern. Abgesehen dass dies eine vortreffliche Förderung in der Muttersprache ist, eine Förderung, die für die meisten Studenten noch sehr nothwendig — nur auf diese Weise hat man vollkommene Bürgschaft, dass der Student den behandelten Autor immer richtig versteht. Oft kommt es vor, dass die Befragten auf alle Details richtig antworten, und doch den Sinn des Ganzen nicht gefasst haben — weil eben selbst von dem sorgfältigsten Inquirenten nicht immer alles der Erklärung bedürftige gleich gründlich erörtert wird.

Derselbe Gelehrte fragt mich, mit Rücksicht auf das

was S. 51 in Bezug auf den Rückschritt in der Kunst des Lateinschreibens und die daher den klassischen Studien auf Universitäten und Gymnasien drohende Verwilderung und Roheit bemerkt, wie ich über die von Nägelsbach — auch von anderen Gelehrten Deutschlands — beliebten stilistischen Uebungen im Latein, bez. Griechisch, denke. — Ich bemerke zunächst, dass ich im Princip mit diesen völlig einverstanden bin. — Man lasse sich nur nicht durch abgeschmackte Phrasen von Beschränkung der studentischen Freiheit u. s. w. imponiren. Der schöne Name »Freiheit« wird hier, wie so oft im Leben, schnöde missbraucht.

Die Uebungen können doppelter Art sein. Entweder werden sie angekündigt mit einem Colleg über lateinische, bez. griechische Syntax. In diesem Fall ist es geradezu lächerlich, von Beschränkung der akademischen Freiheit zu reden: denn es steht ja in Jedes Belieben, solche Collegien anzunehmen oder nicht anzunehmen. Jedenfalls werden sie, wenn ein tüchtiger Docent für ihren Werth bürgt, stark besucht sein. Denn die Vortheile, die Gewandtheit im Griechischen und zumal im Lateinischen Ausdruck bringt, dürften jedem philologischen Studenten klar sein. — Oder, noch besser, die Uebungen werden in die Seminarien verlegt: auch in diesem Fall wird die studentische Freiheit nicht gekürzt. Denn die Mitglieder der Seminarien nehmen schon so gesetzlich, gegen bestimmte materielle Vortheile, gewisse Verpflichtungen in Bezug auf Interpretationen, Disputationen und schriftliche Arbeiten auf sich. Sollte man es nun für nöthig halten, wegen des Zutretens stilistischer Beschäftigungen, den lateinischen wie griechischen Uebungen noch je eine Stunde wöchentlich beizufügen, so wäre dies kein bedeutendes Hinderniss. Nur erforderte es die Billig-

keit, mit der gesteigerten Arbeit auch die Remunerationen der bezüglichen Studenten zu erhöhen.

Die Uebungen könnten doppelter Art sein: entweder freie Themen philosophischen oder historischen — nicht philologischen — Inhalts, mit Rücksicht auf die Arbeiten, die der künftige Lehrer von den Gymnasiasten zu fordern hat, oder Uebersetzungen bestimmter Originale. Denn es leuchtet ein, dass alle stilistische Fertigkeit in der geschickten Wiedergabe sei es fremder, sei es eigener Gedanken und Deductionen besteht. Es ist schwer oder vielmehr unmöglich, zu sagen, was schwieriger ist. Denn die Schwierigkeit richtet sich nach dem verschiedenen Grad von Klarheit des Denkens bei den einzelnen Individuen. Doch sind, wenn man immer stilistische Meisterwerke zur Uebertragung erwählt, diese Uebungen wohl die erspriesslicheren.

Die Forderungen einer guten Uebersetzung sind, wie jeder weiss, materiell: Identität des Inhalts, stilistisch: möglichst naher Anschluss an das Original und Vermeidung aller Gewalt gegen die Sprache, in die man überträgt. Denn eine Uebersetzung ist keine Paraphrase, bei der es nur darauf ankommt, den Inhalt des Originals möglichst genau und klar wiederzugeben.

Von Uebungen in lateinischer, bez. griechischer Versification kann auf der Universität nicht wohl die Rede sein. Doch wird sich jeder Philologe ein Verdienst erwerben, wenn er poetische Versuche, mögen sie nun Uebersetzungen aus anderen Sprachen oder selbständige Arbeiten sein, thunlichst ermuntert und berücksichtigt.

Da ich ferner um meine Ansicht über das Verhältniss zwischen Philologie und Sprachvergleichung befragt bin, so möge sie hier folgen. Ich hatte absichtlich der Sprach-

vergleichung in der wissenschaftlichen Biographie S. 8 nicht Erwähnung gethan, weil ich eben für das, was man gemeiniglich unter Sprachvergleichung versteht, bei Feststellung der Aufgaben der klassischen Philologie keinen Platz fand. Ich will dies hier genauer motiviren.

Unter Sprachvergleichung verstehe ich natürlich nicht die Vergleichung zwischen Latein und Griechisch, wie sie schon von den Alten zum grossen Vortheil der beiden Sprachen, zumal des Latein, der weit jüngern Schwester des Griechischen, dann seit der Renaissance von den Neuern betrieben ist. Vielmehr meine ich hier die Vergleichung anderer Sprachen, und zwar, um nicht in's Unendliche zu schweifen, die Vergleichung der mit den klassischen Idiomen verwandten des s. g. indo-europäischen Sprachgebietes. Diese in unserm Jahrhundert erfreulich aufgeblühte Disciplin gehört, meines Erachtens, nicht in das Gebiet der klassischen Philologie, obwohl sie ihm benachbart ist, und zwar aus folgenden Gründen.

Der Philologe — ich rede natürlich nur von den Philologen, wie sie sein sollen, nicht wie sie leider oft gewesen sind — betrachtet die Sprache durchaus nur als Mittel, in die geistigen Denkmäler eines Volkes so tief als irgend möglich einzudringen. Die gründlichsten, umfangreichsten, subtilsten Untersuchungen auf dem Gebiet der Grammatik, Syntax, Metrik sind ihm immer nur Vorarbeiten zu diesem Zweck. Wenn die klassischen Philologen mit einer oft verspotteten Sorgfalt den kleinsten, scheinbar geringfügigsten Details in Grammatik, Syntax und Metrik des Latein und Griechisch nachforschten, so thaten sie dies mit vollem Rechte, in sofern der so schwierige Bau der klassischen Sprachen, verbunden mit der grossen, nicht

selten peinlichen, ja schulmässigen Sorge, welche die alten Griechen und Römer auf die formelle Vollendung ihrer Werke wandten, solche Untersuchungen absolut nothwendig machen. — Anders der Sprachvergleicher. Ihm ist die Sprache der Zweck, ähnlich wie dem Naturforscher, wenn auch beide zur Ergründung der Sprache vielfach verschiedene Mittel anwenden. Wie G. Curtius in dem Schriftchen »Philologie und Sprachwissenschaft« S. 20 sehr wahr sagt, ist das Gebiet des allgemeinen Sprachforschers die Naturseite, das des philologischen die Culturseite der Sprache. Man könnte auch sagen, die Philologie behandle hauptsächlich die subjective Seite einer Sprache, wie sie sich in der besondern Entwicklung jedes einzelnen Volkes im allgemeinen und jedes Individuums (vornehmlich natürlich jedes Schriftstellers) im besondern darstellt, die Sprachvergleichung dagegen vornehmlich die objective, indem sie die Gesetze einer Sprache mit Rücksicht auf ihren allgemein menschlichen Charakter (insofern die Sprache ein unterscheidendes und auszeichnendes Besitzthum des ganzen Menschengeschlechtes ist) in's Auge fasst, zunächst natürlich, weil dies das fruchtbringendste ist, durch Vergleichung mit den übrigen Sprachen derselben Familie. — Nun kann freilich wenigstens eine todte Sprache nur durch Lectüre der schriftlichen Denkmäler ergründet werden, und diese werden deshalb auch von dem Sprachvergleicher studirt. Aber die Litteratur ist ihm dabei Nebensache, nur Mittel zum Zweck. Das vollendetste Kunstwerk der Litteratur kann derart sein, dass der Sprachvergleicher an ihm vorübergeht. Umgekehrt kann ein Schriftstück, das in materieller wie in formeller Hinsicht gleich untergeordnet ist, für ihn wegen sprachlicher Eigenthümlichkeiten ein Document ersten Ranges sein,

während der Philologe, für den die Sprache desto wichtiger ist, je mehr sie der höchsten Blüthe sich nähert, je zahlreichere Denkmäler der Litteratur sie aufzuweisen hat, solchen Pièces nur secundäre Bedeutung, häufig bloss den Werth eines Curiosums beilegt. — Alle Sprachforschung, wie jede historische Untersuchung, gleicht einem Janusbilde. Sie blickt theils vorwärts, theils rückwärts. Dabei theilen sich nun die Aufgaben so, dass der Philologe vornehmlich nach vorn schaut: sein wesentlichstes Interesse ist auf den Stand der Sprache gerichtet, den sie zur Zeit der grössten Vollendung der Litteratur, die naturgemäss mit der schönsten und reichsten Sprachentwicklung zusammenfällt, inne hat. Der Sprachvergleicher dagegen fasst vornehmlich die ältesten, der vorlitterarischen Zeit am nächsten stehenden Sprachgebilde in's Auge, mögen sie auch noch so roh sein, und mit Recht: denn diese repräsentiren die ursprüngliche, den Formationen verwandter Sprachen ähnlichste Gestalt eines Sprachbaus am treusten. So begegnen sich also Sprachvergleicher und Philologe am häufigsten in den ältesten Denkmälern der Sprache und Litteratur, am seltensten in denen, welche die feinste Entwicklung der Sprache und Litteratur repräsentiren.

Wie ich schon vorhin bemerkte, hat die Litteratur für den Sprachvergleicher ein rein sprachliches Interesse. Wird aber ein Sprachvergleicher mit der Litteratur, sowie überhaupt mit dem geistigen Leben eines Volkes so genau bekannt, dass er den philologischen Anforderungen entspricht, so hört er für die bezügliche Sprache eben auf bloss Sprachvergleicher zu sein, tritt vielmehr in die Reihe der Philologen.

An sich wäre es ja nun gewiss sehr erwünscht, wenn ein Gelehrter heutzutage zugleich im Gebiete der vergleichen-

den Sprachwissenschaft und der klassischen Philologie so zu Hause sein könnte, dass er in beiden auf der Höhe der Zeit stände, in beiden Hervorragendes leistete. Allein das menschliche Wissen und die menschliche Kraft haben eben ihre Grenzen. Das Beispiel Jacob Grimms, das Curtius in der oben citirten Schrift S. 22 für das Gegentheil anführt, ist meines Erachtens nicht glücklich gewählt. Denn erstens ist nicht jeder Philologe ein Jacob Grimm, zweitens war die speciale Disciplin Grimms, die der Germanischen Sprachen, bis auf ihn eine junge, wenig cultivirte, die erst durch ihn zur Reife geführt wurde. Der klassische Philologe arbeitet in einer seit Jahrhunderten gepflegten Wissenschaft, bei der er einer sehr umfangreichen Menge von Vorarbeiten, zum Theil der grössten Geister, Rechnung tragen muss.

Bei dem heutigen Umfange der klassischen Philologie ist es absolut unmöglich, beiden Disciplinen in gleicher Weise gerecht zu werden. Und da ein Gelehrter immer höher steht, wenn er sich beschränkt und in einem scharf begränzten Kreise Tüchtiges leistet, alles Uebrige dagegen aus zweiter Hand nimmt, als wenn er überall operirt und von allem etwas, aber nichts gründlich weiss, so bin ich entschieden der Meinung, der klassische Philologe solle sich von der Sprachvergleichung thunlichst fernhalten und umgekehrt.

Aus diesem Grunde würde ich es auch sehr missbilligen, wenn, was von den Sprachvergleichern zuweilen etwas stürmisch, obschon gewiss mit bester Absicht, gefordert wurde, die Kenntniss des Sanskrit für das Staatsexamen der Philologen obligatorisch gemacht würde.

Wer mehr als oberflächlich in der klassischen Philologie Bescheid weiss, dem ist bekannt, dass sie schon heut

einen solchen Umfang hat, dass auch der begabteste und fleissigste Student alle Kräfte aufbieten muss, um beim Abschluss des Quadrienniums ein nur einigermassen treues und vollständiges Bild der Alterthumswissenschaft von der Universität mitzunehmen, an dessen Ergänzung und Ausführung im Detail er, will er gewissenhaft sein, noch in spätern Jahren genug zu thun hat — ganz abgesehen von selbständigen Productionen in der Wissenschaft. — Und diese schwere Aufgabe will man noch schwerer machen durch neue Forderungen! Denn selbstverständlich hätte ein ähnliches Gesetz nur Sinn, wenn eine gründliche, nicht eine oberflächliche Kenntniss der altindischen Sprache und Litteratur zu erreichen wäre, weil, im andern Falle, die in unserer Zeit schon so weit verbreitete Neigung, von Vielem etwas, aber nichts gründlich zu wissen, und für alles mögliche ein Interesse zu zeigen, ohne eigentlich für irgend etwas ein energisches Interesse zu besitzen, kurz mehr zu scheinen als zu sein, von Staatswegen bedenklichst gefördert würde.

Zum gründlichen Studium aber des Sanskrit gehört, wie mir alle Kenner dieser Sprache versichert haben, soviel Zeit, wie sie der Student der klassischen Philologie ohne bedeutende Verflachung der philologischen Studien unmöglich aufwenden kann.

Vielleicht noch schlimmer wäre es, dass durch ein solches Gesetz die schon durch Ritschl's Einfluss, wenn auch mehr zufällig und wider seinen Willen, bedenklich geförderte Neigung vieler heutigen Philologen, den Schwerpunkt der klassischen Philologie aus der Mitte des Kreislaufes der antiken sprachlichen und litterarischen Entwicklung in die Peripherie zu verlegen, wogegen im Interesse

der culturhistorischen Aufgabe unserer Disciplin auf's schärfste angekämpft werden muss, eine öffentliche Ermunterung, wo nicht gar Sanction erhalten würde.

Möge sich also der Philologe begnügen mit Erwerbung, bezüglich Mehrung des sprachlichen Wissens, wie es die gründliche Kenntniss der römischen und griechischen Litteratur gewähren kann, und alles, was aus der indo-europäischen Sprachvergleichung für ihn in Betracht kommt, aus zweiter Hand nehmen! Selbst innerhalb der klassischen Philologie muss ja der Formalist oft genug vom Realisten, und umgekehrt dieser von jenem aus zweiter Hand nehmen. Auch ist dies kein so grosses Unglück. Denn ein tüchtiger Gelehrter wird immer nur Thatsachen aus zweiter Hand nehmen, Combinationen aber, die sich an jene knüpfen, falls sie für ihn nöthig sind, selbst prüfen, was, da die Methode für das gesammte Gebiet der historischen wie der philologischen Disciplinen sowie der vergleichenden Sprachwissenschaft im Wesentlichen dieselbe ist, nicht zu schwer sein kann.

Ohne Kenntniss des Sanskrits haben Männer wie Bentley, Porson, Hermann, Lachmann, Ritschl, Cobet und Andere ihren Namen dauernd in der Geschichte der griechischen oder römischen Grammatik und Metrik fixirt. Man wird sagen, es würde ihnen nützlich gewesen sein, wenn sie Sanskrit verstanden hätten, sie würden dann manche Einseitigkeiten und Verirrungen gemieden haben. Gewiss ist das richtig. Aber es ist sehr zu bezweifeln, ob sie mehr oder auch nur ebensoviel geleistet haben würden, wenn sie ihre Kraft zersplittert hätten.

Von verschiedenen Grundsätzen ausgegangen sehen wir eine Gattung Sprachgelehrter, von denen frühere Jahr-

hunderte nichts wussten, bei denen man nie recht erkennt, wo der Philologe aufhört und wo der Sprachvergleicher anfängt, und gegen die deshalb der Philologe, trotz des besten Willens, leicht ungerecht sein kann. Denn wir bemerken, dass sie nicht so in den alten Autoren, sowie in der philologischen Litteratur bewandert sind, um im strengen Sinn des Wortes als Philologen gelten zu können, um auf dem Gebiet der Philologie überall aus erster und zugleich bester Quelle zu schöpfen: aber wir können nicht beurtheilen, wie weit sie diesen Mangel durch desto gediegenere Kenntniss des Altindischen, Altpersischen, Altgermanischen, Kirchenslawischen, Celtischen u. s. w. compensiren.

Mag jeder nach seinem Ermessen handeln: mir scheint heutzutage der Spruch des Dichters »in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister« besonders für den Philologen zu gelten.

Wenn endlich, wie es scheint, manche Philologen deshalb die Vereinigung der Sprachvergleichung mit ihrer Wissenschaft begünstigen, weil sie mit Hülfe des Sanskrit zahlreichere und wichtigere Resultate zu erreichen hoffen als durch Beschränkung auf das allerdings weit mehr untersuchte Gebiet der Philologie, so dürfte dies auf Täuschung beruhen. Denn in Wahrheit ist, wie schon oben bemerkt, in unserer Wissenschaft fast überall erst ein achtungswerther Anfang gemacht. Man braucht gar nicht so sehr in die Tiefen hinabzusteigen, um Entdeckungen zu machen, wenn man nur — zu entdecken versteht.

Wenn ich so im Interesse beider Disciplinen die Gränzen zwischen ihnen genau fixiren zu müssen glaubte, so bin ich dagegen für enges Zusammenwirken, aufrichtige Freundschaft, so zu sagen defensives und offensives Bünd-

niss zwischen klassischer Philologie und Sprachvergleichung. Denn sie ergänzen sich wechselseitig. Der Sprachvergleicher hat naturgemäss einen weitern, freiern Blick für sprachliche Fragen als der Philologe: er kann oft, was in einer oder zwei verwandten Sprachen unerklärlich bleibt, durch Vergleichung mit anderen aufhellen. Wo bestände aber eine Sprache in der Welt, die nur aus sich überall erklärt werden könnte? Er kann andererseits für sich aus den Detailforschungen des Philologen im Latein oder Griechisch das zuverlässigste und ergiebigste Material ziehen, zu weiteren Resultaten auf seinem Gebiete, auf welchem, wie in allen, und zumal jungen, Wissenschaften, noch so vieles unklar ist. Denn der Philologe (natürlich der tüchtige) ersetzt das, was seinen Untersuchungen an Breite fehlt, durch Tiefe. Er beherrscht nur eine, im besten Fall zwei Litteraturen, aber das Geistesleben der klassischen Völker ist ihm dafür in Fleisch und Blut übergegangen — und nur einem Solchen erschliessen sich die innersten Geheimnisse der Sprache.

Deshalb wird auch immer erfreulich sein das Zusammenarbeiten von Philologen und Sprachvergleichern, während ich für das Zusammenarbeiten der Philologen unter sich nur ausnahmsweise bin. Welch ein dankbares Feld bietet z. B. ein Zusammenwirken für Homer, Plautus, die ältesten griechischen und lateinischen Inschriften, die dialectischen Inschriften der Griechen und Italer, die lateinischen Glossarien!

Natürlich wird sich für den Vertreter der formalen Philologie die Ausbeute, welche die Sprachvergleichung bietet, hauptsächlich auf die vorlitterarischen und zunächst ältesten Zeiten der klassischen Sprachen concentriren, und sie wird am meisten in der Formenlehre und Etymologie

bemerklich werden, weniger in der Wortbedeutung, noch weniger in der Syntax, und am wenigsten wenn ich nicht irre, in der Prosodie und Metrik, vielleicht Homer ausgenommen, aber kaum Plautus.

So bildet die Sprachvergleichung theils den Vorposten der klassischen Philologie, theils den Begleiter von den frühesten Zeiten bis zum Ersterben der alten Sprachen, indem sie überall auszuhelfen sucht, wo die Kenntniss des Latein und Griechisch allein nicht ausreicht.

Zu solchem Zusammenwirken also kann nur eifrigst aufgefordert werden. Möge man dabei alle kleinlichen Eifersüchteleien aus dem Spiel lassen! Was liegt daran, ob zuerst der Philologe oder der Sprachvergleicher über das Digamma bei Homer, das auslautende d im ältesten Latein richtig geurtheilt hat? Der Wissenschaft kommt es nur darauf an, was entdeckt ist, nicht, wer entdeckt hat.

Mögen Philologie und Sprachvergleichung nie vergessen, dass sie beide einen gleich gefährlichen Gegner haben — den um sich gereifenden Materialismus, der ein Feind aller philologischen wie historischen Forschung ist und sein muss.

Ich erwähnte vorhin des Zusammenarbeitens von Philologen.

Man hat es zuweilen bedauert, dass die Philologen so selten sich zu gemeinsamer Arbeit zusammenthun. Ich glaube aber, sie verdienen dafür mehr Lob als Tadel. Um dies zu begründen, muss ich freilich zunächst erklären, was ich unter gemeinsamer Arbeit verstehe.

Also ich meine darunter nicht das mehr mechanische Zusammenwirken, wenn, wie zuweilen geschieht, ältere, renommirte Gelehrte sich jüngere, in der Wissenschaft wenig

bekannte Männer zugesellen, hauptsächlich zum Sammeln oder Gruppiren des Stoffes, so zu sagen für die gröbere Arbeit, während der Löwentheil des geistigen Schaffens und noch mehr des litterarischen Ruhmes ihnen bleibt. — Vielmehr handelt es sich nur darum, wie weit das vereinte Arbeiten zweier völlig gleichstehender und gleichberechtigter Philologen an ein und demselben Object der wissenschaftlichen Forschung zu empfehlen sei.

Ich meine nun, dass einem solchen, wenigstens in der formalen Philologie, sehr erhebliche Bedenken entgegenstehen. Ist es schon sehr schwierig, zwei gelehrte, zumal philologische, Köpfe unter einen Hut zu bringen, so erscheint solches bei der höchsten und edelsten Aufgabe der formalen Philologie, bei einheitlichen, künstlerisch abgerundeten Restitutionen von Werken der Litteratur, unmöglich, selbst wenn die Begabung zweier Philologen und die gegenseitige Connivenz ganz gleich wären. Denn wie jeder weiss, der sich einmal an jene Aufgabe gemacht hat, kommen für den Kritiker häufig so subtile Details des Wissens oder Erwägens in Betracht, dass es schon sehr schwer ist sie einem Andern begreiflich zu machen, geschweige dass sie anders als durch die einheitliche Anstrengung eines, seiner Ziele und Mittel ganz genau bewussten, Geistes befriedigend erledigt werden könnten.

Ein Zusammenarbeiten erscheint also nur dann erspriesslich, wenn ein und derselbe Autor zugleich für die formale und die reale Philologie bedeutende Ausbeute gewährt. Dabei müsste aber als Regel gelten, dass die endgültige Gestaltung des Textes immer dem Formalisten anheimfiele (weil sonst das bez. Werk leicht ein buntscheckiges Aussehen erhalten könnte), und etwaige Divergenzen des Realisten in den Commentar verwiesen würden. So würde sich z. B. Virgils Aeneis zur gemeinsamen Bearbeitung durch einen Formalisten und Realisten eignen, in sofern es sich verlohnt, einmal methodisch zu prüfen, wieviel römische Alterthümer und welche eigentlich in der Aeneis stecken, wieviel die alten Erklärer nur hineingetragen. So könnte Livius erspriesslich zugleich von einem Formalisten und Historiker commentirt werden, da er zugleich eine geschichtliche Quelle erster Wichtigkeit und, nach Cicero und Caesar, das schönste Denkmal urbaner römischer Prosa ist. So würden die Lexica des Verrius Flaccus und Hesychius der vereinten Thätigkeit eines Realisten und Formalisten ein dankbares Feld bieten, und ihnen könnte sich, als Dritter im Bunde, ein Sprachvergleicher zugesellen.

Besonders wäre es erfreulich, wenn es gelänge, eine Anzahl Gelehrter, mit einem einheitlichen, vorher bis ins kleinste Detail fixirten Programm, zur Herausgabe eines neuen lateinischen oder griechischen Lexicons zu vereinigen, da die vorhandenen keineswegs dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechen, und jene Aufgaben die Kraft eines Einzelnen, und wäre es selbst die grösste, weit überschreiten. Ein solches Unternehmen wäre allerdings kaum auszuführen ohne staatliche Beihülfe, doch würde sich diese wohl finden.

Ich gehe jetzt zum letzten Theil dieser Schrift über, indem ich eine Anzahl Zusätze, die ich mir am Rande der wissenschaftlichen Biographie Ritschl's notirt habe, publicire.

S. 11 bitte ich nach Z. 3 einzufügen:

Noch ein Moment ist zur Empfehlung der eben dargelegten Ansicht hervorzuheben, das zwar wissenschaftlich kaum zählen kann, in der Rücksicht aber auf das Leben,

deren selbst die klassische Philologie ohne Noth nie entrathen soll, desto bedeutender ist. Es ist eine stehende Klage, dass der Eifer für die klassischen Studien bei der Jugend, wenn sie kaum die Gymnasien verlassen, fast erloschen sei, dass ein nicht philologischer Student in den philologischen Auditorien heutzutage zu den seltensten Ausnahmen gehöre. Woher kommt dies? Zum Theil gewiss von der Erweiterung der Fachstudien in jedem Zweige der Wissenschaft, von den erhöhten, gelegentlich zu grossen Forderungen, welche von den staatlichen Examinatoren an die Candidaten gestellt werden, zum Theil aber auch gewiss daher, dass so viele philologische Professoren so wenig den Bedürfnissen der Gymnasien Rechnung tragen. Es wäre andernfalls gewiss zu gewärtigen, dass gar mancher Student anderer Disciplinen auf der Universität ein Verlangen zeigte zu erfahren, wie die Autoren seiner Schulzeit, Homer, Virgil, Horaz, Livius u. a. mit dem Auge der Wissenschaft betrachtet aussehen, oder ein lebensvolles Bild der griechischen oder römischen Litteratur, die ihm bis dahin nur in dunkeln und fragmentarischen Umrissen vorschwebten, zu gewinnen.

S. 14 ist hinter der fünftletzten Zeile Folgendes einzuschieben:

Man könnte gegen meine Exposition einwenden, dass ein Mann wie Ruhnken S. 256, 7 des Elogium (im 1. Bande seiner Opuscula) vielmehr es empfiehlt, in der Litteratur von jedem ältesten Muster auszugehen. Allein die Differenz zwischen uns ist nur scheinbar. Ruhnken schrieb, was man stets im Auge behalten muss, sein Elogium als Graecist. Für das Griechische aber gilt der Spruch des Horaz: »Graiorum sunt antiquissima quaeque scripta vel optima.« Natürlich muss man hier »antiquissima« relativ nehmen.

Der bewunderungswürdige Genius der Griechen hatte sich eben, wenigstens was die epische und lyrische Poesie betrifft, schon zu einer Zeit geregt und entwickelt, wo der Gebrauch der Schrift theils garnicht, theils sehr wenig bei ihnen zu finden war. So vergingen Jahrhunderte, bis das Epos, Jahrhunderte, bis die elegische, jambische und melische Poesie zur Blüthe gelangten. Die epischen Gedichte dieses vorklassischen Zeitraumes aber waren sämmtlich, die lyrischen gewiss grösstentheils den Alten selbst schon verloren gegangen, wie sie denn ganz richtig erkannten, dass Homers Ilias und Odyssee das älteste Denkmal der griechischen Litteratur sind. Auch in den übrigen Theilen der Litteratur waren ihnen gewiss eine ziemliche Anzahl der ältesten Werke verloren gegangen, die übrigen aber, soweit sie nur stoffliches Interesse boten, nicht durch künstlerische Behandlung ihres Objects sich auszeichneten, wurden vom Publicum nicht beachtet, bestanden also für dieses nicht, nur für gelehrte Forscher. — Ausserdem ist »antiquissima« auch in dem Sinne relativ zu nehmen, als Horaz ersichtlich hier die Griechen bis auf Alexander den Grossen denen der folgenden s. g. alexandrinischen Epoche gegenüber stellt ohne sich um die graue Vorzeit besonders zu kümmern. — So z. B., um sein Urtheil auf einen concreten Fall anzuwenden, meinte er gewiss nicht, dass die jonischen Logographen, die er schwerlich je angesehen hatte, zu den besten Vertretern der griechischen Geschichtsschreibung gehörten, weil sie die ältesten waren, sondern dachte an Herodot und Thucydides.

So verstanden ist also Hemsterhuis' von Ruhnken gebilligtes Urtheil ganz richtig: für das Lateinische aber würde er, wie ich glaube, bei den so wesentlich verschiedenen

Bedingungen der Entwicklung der römischen Litteratur, genau dieselben Grundsätze wie ich statuirt haben.

Von selbst versteht es sich ferner, dass Hemsterhuis und Ruhnken nur vollständige Werke der ältesten griechischen Litteratur, keineswegs zerstückelte Fragmente als Grundlage philologischer Bildung benutzt sehen wollten, wie dies, wenn es dafür noch eines Beweises bedürfte, die a. a. O. folgende Exposition Ruhnkens documentirt.

S. 23 Z. 11 wolle man hinter den Worten »Angelo Mai entdeckt hat« einschalten:

Ritschl meinte [proleg. Trin. XXXVII], dass der Ambrosianus und alle übrigen Handschriften des Plautus demselben Archetypus entstammten. Ich bin aber vielmehr geneigt der Ansicht Studemund's und Benoist's[1]) beizutreten, welche Gelehrte meinen, dass der Ambrosianus einer wesentlich andern Recension entsprungen ist als der vetus, decurtatus und Ursinianus.

Definitiv wird sich dies erst entscheiden lassen, wenn der ganze kritische Apparat zu Plautus und namentlich alles, was vom Ambrosianus entziffert ist, zur Beurtheilung vorliegt. Hoffentlich wird Herr Professor Studemund seine Verdienste um Plautus durch die hier gewünschten Publicationen krönen und so seinen Namen für alle Zeiten mit dem des Plautus verbinden. Denn es unterliegt keinem Zweifel, dass das Lesen schwieriger Handschriften mindestens ebensosehr ein Werk des geistigen als des körperlichen Auges ist — und grade die Geschichte der Collationen Plautinischer Handschriften hat dies mehr denn genügend demonstrirt.

---

1) vgl. Hrn. Benoist kürzlich erschienenes Werk »Plaute Morceaux choisis« pag. IV der Préface.

Erst dann wird sich auch genau bestimmen lassen, ob, wie mir scheint, die Römischen und Heidelberger Codices, besonders der vetus, nicht blos in orthographischer Hinsicht, sondern auch (allerdings mit häufigen Ausnahmen) im Uebrigen die ursprüngliche Gestalt von Plautus Comödien treuer repräsentiren als der Ambrosianus oder nicht.

S. 29, 7:

Ebenso wird ein billiger Richter es entschuldbar finden, dass Ritschl häufiger, als sonst erlaubt ist. über die kritische Behandlung ein und derselben Stelle im Plautus zu verschiedenen Zeiten verschieden geurtheilt hat. Wenn freilich grade die künstlerische Thätigkeit des Kritikers, im Gegensatz zum Conjectator, soll sie nicht, so zu sagen, zum Kinderspott werden, einen völlig gereiften Geist, eine einheitliche, ihrer Zwecke und Mittel bewusste Kraft erfordert, so gilt doch das »dies diem docet« auch für sie, und zumal bei Plautus, wo das Terrain erst schrittweise erobert werden, die grammatischen und metrischen Gesetze einzeln eruirt werden müssen, um nicht selten, bald nach der Entdeckung beträchtlich modificirt zu werden.

S. 29 vor Z. 8 von unten:

Wenn die Gelehrten des 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, mit feurigem Eifer, reicher Belesenheit, feinem Verständniss der plautinischen Komik, oft auch mit grosser divinatorischer Begabung, aber ohne zureichenden handschriftlichen Apparat, ohne genügende Benutzung des vorhandenen, endlich mangelhaft ausgerüstet mit Kenntniss der Grammatik und zumal der Metrik des Plautus, die jugendliche Periode der plautinischen Kritik bezeichnen, so beginnt mit Ritschl die Zeit der männlichen Reife. Des jüngern Geschlechts Aufgabe ist es, mit Vermeidung der

oben geschilderten Mängel Ritschl's in seinem Geiste, doch ohne gedankenlos auf die Worte des Meisters zu schwören, die von Ritschl unternommene Arbeit weiter zu führen und, soweit möglich, zum Abschluss zu bringen, ohne Unterschied zwischen Ritschelianern und nicht-Ritschelianern. Denn es ist nicht zu wünschen, übrigens auch nicht zu fürchten, dass Plautus die ausschliessliche Domaine einer, wenn auch gut disciplinirten, und theilweise über namhafte Kräfte verfügenden, Schule werde.

S. 31 Z. 3 von unten hinter den Worten »desselben Gegenstandes«:

Namentlich billige ich auch Ritschl's mit den Jahren wachsende Strenge gegen den Hiatus, und kann das bekannte Zeugniss Ciceros, der überhaupt von altlateinischer Grammatik und Metrik sehr oberflächliche Kenntnisse hatte, hiergegen, meines Erachtens, nicht in Betracht kommen.

Wie es die Natur der Sache mit sich bringt, war das Gefühl der Hässlichkeit des Hiatus innerhalb eines oder zweier Wörter am stärksten in der ältesten Zeit des Griechischen und des Lateinischen: dem entsprechend mussten auch damals die Mittel zur Beseitigung jenes Missklangs die energischsten und die gegen ihn geübte Toleranz am seltensten sein. Dass manche sehr späte Dichter, wie Nonnus und Claudianus, eine weit grössere Abneigung gegen den Hiatus zeigen als Homer und Virgil, ist lediglich der Strenge starrer Schulobservanz beizumessen, keineswegs lebendigem Sprachgefühl, wie die rhythmischen Poesien der Römer und Byzantiner zeigen. Sonst könnte man auch annehmen, dass des Nonnus und Claudianus Zeitgenossen das Griechische und das Latein lautlich und prosodisch

richtiger aussprachen als die des Homer und Virgil, da jene Dichter die prosodischen Gesetze strenger beobachten.

S. 32 Z. 4:

Hinsichtlich der einzelnen Versgattungen ist gelegentlich noch eine strengere Scheidung zwischen trochaischen Octonaren und anapästischen Tetrametern vorzunehmen, wobei, wenn ich nicht irre, diese im Vortheil sein werden. Weit unklarer als die Gesetze der jambischen und trochaischen metra (zumal der beiden häufigsten) sind die der anapästischen; und am meisten bleibt noch zu thun für Restitution der kretischen und bacchiischen, bei welcher man in neuerer Zeit mehr auf die prosodische Richtigkeit als auf die rhythmische Concinnität gesehen haben dürfte, wie dies auch Ritschl gelegentlich missbilligt hat.

S. 32 Z. 5 von unten lese man:

Namhafte Anhänger hat Ritschl's Doctrin mit Ausnahme Fleckeisens, der auch sonst gegen die von Ritschl empfangenen Plautinischen Eindrücke sich öfter zu weich bewiesen, wohl kaum gefunden.

S. 38 Z. 9 von unten:

Noch bemerke ich an dieser Stelle, dass die Annahme Ritschl's, des alten Cato »carmen de moribus« sei in Saturniern verfasst gewesen, meine entschiedene Billigung hat. Minder probabel scheint mir Kärcher's von Böckh vertretene Ansicht, es sei in catalectischen trochaischen Tetrametern geschrieben, obwohl sie sich hören lässt.[1]) Waren doch der jambische Trimeter und der trochaische Tetrameter seit alter Zeit bis an's Ende der Litteratur sehr populär

[1]) Danach bitte ich die d. r. m. 411 gegebene Auffassung zu modificiren.

bei den Römern, und es wäre nicht undenkbar, dass sie schon vor Livius Andronicus gelegentlich angewendet worden. Jedenfalls scheint das Verslein:

malum consilium consultori pessimumst,

dessen Gellius IV, 5 gedenkt vor Einführung des Hexameters entstanden zu sein, da sonst sich nicht einsehen lässt, wesshalb der Schulmeister, der jenes für die Römische Jugend verfasste, den bekannten Spruch des Hesiodus:

ἡ δὲ κακὴ βουλὴ τῷ βουλεύσαντι κακίστη

nicht gleichfalls durch den seit Ennius so schnell populär gewordenen Hexameter wiedergegeben hat. — Dagegen ist unstatthaft die Ansicht Fleckeisen's, dass Cato's Gedicht in Sotadeen verfasst sei. Von diesem Kernrömer kann man am wenigsten eine Anwendung jenes wunderlichen Versmasses erwarten, welches die grammatisirenden Liebhabereien des Ennius und Accius in die Römische Litteratur eingeführt und eingebürgert haben. Auch fällt es nicht schwer bei den Licenzen, die sich beide Dichter in Behandlung des Sotadeus verstattet, jedes beliebige Schriftstück des Römischen Alterthums in ähnliche Verse zu bringen.

S. 46 Z. 3 von unten ersuche ich zu lesen:

Natürlich gilt dies ebenso für Hypothesen, die sich ausschliesslich auf die handschriftliche Ueberlieferung stützen (welche übrigens beiläufig gesagt, mit Ausnahme des ablativischen, gelegentlich auch accusativischen »med« »ted« »sed,« dem »d paragogicum« wenig oder gar keinen Anhalt gewährt).

S. 52 Z. 6:

Da heutzutage manche Philologen den Schwerpunkt ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit mit Vorliebe in Zeitschriften, bez. Programme verlegen, so glaube ich davor

nachdrücklich warnen zu müssen. Wissenschaftliche Zeitschriften oder Programme sind unschätzbar, um fragmentarische Entdeckungen zu publiciren, um die Wissenschaft beständig in Fluss zu halten, und so vor dem Stagniren zu schützen, endlich dass sie das Aufeinanderplatzen der Geister — um Luther's bekannten Ausspruch zu wiederholen -- vermitteln. Desshalb wird es ihnen, zumal im schreiblustigen Deutschland, auch nie an Stoff gebrechen. Dagegen sind sie nicht bestimmt, und sollen nicht dazu dienen, einheitliche Werke aufzunehmen, wenigstens soweit diese von solchem Umfange sind, dass ihre Publication buchhändlerisch ermöglicht ist. Denn bekanntlich sind die philologischen Verleger keine Freunde wenig umfangreicher Arbeiten. Schon der äussere Grund, dass Publicationen in Zeitschriften oder Programmen leicht dem Publicum entschwinden, sollte abhalten, in sie den Schwerpunkt litterarischer Thätigkeit zu verlegen, noch mehr der weit wichtigere, dass man bei solchem Verfahren leicht die Lust, bald auch die Fähigkeit verliert, den Geist zusammenzunehmen zu grossen einheitlichen Schöpfungen, die immer eine energische Concentration der wissenschaftlichen Begabung sowie ein sehr ernstes, oft schwieriges, Unterscheiden des Wesentlichen und Unwesentlichen erfordern. Ferner liegt die Gefahr nah, dass man sogar den richtigen Massstab für einheitliche Werke anderer Gelehrten verliert und in ein kleinliches Mäkeln geräth, bei dem man wer weiss was geleistet zu haben glaubt, wenn man an einem Dutzend Stellen Berichtigungen oder Supplemente gegeben hat.

S. 61 Z. 6 hinter »behandelt hat:«

Dabei zeigt sich bei den meisten Schülern Ritschl's eine auffällige Vernachlässigung der wichtigen Regel, dass

nur dann die Behandlung von Fragmenten befriedigende, zum Abschluss hinführende Resultate verspricht, wenn man die Quellen, aus denen jene geschöpft sind, methodisch analysirt, und soweit möglich, bis zu ihrem ersten Ursprung verfolgt. Erst in weiter Instanz folgt die Sammlung des handschriftlichen Apparats und der Versuch der Textesbesserung durch Divination.

S. 63 Z. 6:

Man hat oft gesagt, ein Kritiker müsse Geschmack haben. Diese Vorschrift ist in ihrer Allgemeinheit ziemlich unklar und hat viel Uebel gestiftet. Myriaden falscher Conjecturen sind von Gelehrten, die wirklich oder in ihrer Einbildung geschmackvoller waren als die von ihnen behandelten Autoren, in die Texte der Alten importirt worden. Vielmehr muss der Geschmack eines Kritikers dem Proteus gleichen: der Kritiker muss bei einem geschmackvollen Werk geschmackvoll, bei einem geschmacklosen geschmacklos sein, auf dass er nicht, statt der Abschreiber, den Autor selbst meistere, grade wie ihm bei einem dummen Schriftsteller, z. B. Nonius, nichts übrig bleibt, als sich in seine Dummheit hineinzudenken. Also nicht sowohl der Geschmack in dem Sinne, den man gewöhnlich mit diesem Wort verbindet, macht den Kritiker, als das, wovon er den Namen hat — das Urtheil.

S. 65 Z. 3 ist was hinter »durchweg congruire« folgt so zu lesen:

Sie ist vielmehr mustergültig, wenn sie unter Abwehr aller unnöthigen Conjecturen und mit thunlichster Schonung der Ueberlieferung nirgend etwas bietet, was nachweislich für den behandelten Autor aus sprachlichen, metrischen, logischen, aesthetischen oder stofflichen Gründen unmöglich

ist. — Freilich ergibt sich das hier Eingeschaltete, wie wohl noch manches andere Beifügsel des Supplements der wissenschaftlichen Biographie, für den aufmerksamen Leser ganz von selbst.

Wenn ich hoffen darf, dass in den »Gedanken über das Studium der klassischen Philologie« manches niedergelegt ist, was der Beachtung, vielleicht auch der Billigung des denkenden Publicums nicht unwürdig scheint, so wird andererseits der gerechte Kritiker nicht verkennen, dass nirgend etwas geboten ist, was mit dem Bilde Ritschl's und der klassischen Studien, wie es seit Jahren in meinem Geiste feststeht und in der wissenschaftlichen Biographie Ritschl's seinen Ausdruck gefunden hat, im geringsten Widerspruch stände. Dies Bild mag jetzt reicher und voller erscheinen: ein Veränderung hat es nicht erlitten.

COLUMBIA
UNIVERSITY
LIBRARY

BERLIN.
Druck von J. Dræger's Buchdruckerei (C. Feicht)
Adler-Strasse 5.

This book is due two weeks from the last date stamped below, and if not returned at or before that time a fine of five cents a day will be incurred.

COLUMBIA UNIVERSITY
0032206828

8 887 M914
R: Müller
A: Friedrich Ritschl
887 M914

SEP 18 1936